

# WIDER|SPRUCH

In: **Widerspruch Nr. 43 Wertestreit um Europa (2005), S. 139-177**

Besprechungen

Neuerscheinungen

Besprechungen

Neuerscheinungen

**Joel Bakan**

**Das Ende der Konzerne**

**Die selbstzerstörerische Kraft  
der Unternehmen, aus dem  
Amerikanischen von Ursula Bi-  
schoff, Leipzig 2005, Europa  
Verlag,**

**231 S., 12,90 EUR**

Die Äußerung des SPD-Vorsitzenden Franz Müntefering, unternehmerische Profitgier erinnere an die Einfälle von Heuschrecken-Schwärmen, hat in gewissen Kreisen Deutschlands Bestürzung hervorgerufen – nicht ob der Sachlage, vielmehr, weil darüber politisch plötzlich gesprochen wird. In den Vereinigten Staaten gehören seit geraumer Zeit weit schwerere Geschütze fast zur Tagesordnung. Diesen Eindruck gewinnt man jedenfalls durch die Lektüre der Schrift von *Joel Bakan*, einem Juraprofessor der ange-

sehen kanadischen University of British Columbia. Und dem Juristen geht es gewiß nicht um vordergründig motivierte Kritik. Sein Anliegen ist, die Bedrohungen prinzipiell darzustellen, die von den Praktiken der Konzerne für Mensch, Gesellschaft und Natur ausgehen. Dabei entsteht zugleich Anschauungsmaterial, wie Wirtschaft, veröffentlichte Meinung und auch Politik es verstehen, Kritik an der Wirtschaft als deutsches ‚Standortproblem‘ zu desavouieren.

Unter Konzernen versteht Bakan die großen börsennotierten Unternehmen, mit deren historischer Entstehung er sich eingangs beschäftigt. Zunächst sind diese Gesellschaften notwendig, um den Bau der Eisenbahnlinien zu finanzieren, weil nur sie die riesigen Summen an Kapital zu sammeln in der Lage sind. Neben den persönlich haftenden Unternehmer tre-

ten damit erstmals in großem Umfang vom Gesetz definierte juristische Personen, dazu berufen, die eigenen Interessen bzw. die der Anleger zu verfolgen und sich dabei über alle moralischen Bedenken hinwegzusetzen. Auf die bald einsetzende Kritik an dieser Einstellung reagieren die Unternehmen mit dem Konzept einer *Corporate Social Responsibility*, das den Anspruch erhebt, gesamtgesellschaftlichen Interessen verpflichtet zu sein. Von dieser nur rhetorischen Referenz läßt sich der Reform-Präsident Roosevelt aber nicht beeindrucken. Zur Bewältigung der Wirtschaftskrise wie zur Beschneidung der wirtschaftlichen Macht der Unternehmen setzt er 1934 die sog. *New Deal*-Gesetzgebung in Kraft, um den Einfluß der Politik zu stärken und die Beschäftigten zu sichern, die Unternehmen aber stärker zu verpflichten.

Dieser als *Mixed Economy* bezeichnete Wirtschaftsstil bleibt bestimmend bis zum Antritt Reagans, der dem Neoliberalismus und damit der Globalisierung Tür und Tor öffnet. Durch Deregulierung vermindert sich der staatliche Einfluß auf die Wirtschaft, und durch die Schaffung der World Trade Organization (WTO) wird der Einfluß der Regierung(en) zusätzlich weiter reduziert. Die Konzernen sind so zu den mächtigsten Institutionen der Gegenwart geworden. Dieser Befund, so Bakan, gilt nicht nur für die USA, er gilt global.

Bei Problemen mit öffentlicher oder politischer Akzeptanz reagieren Konzerne mit dem schon eingeübten Bezug auf ihre *Corporate Social Responsibility* (CSR). Sie gerieren sich als ‚Kapitalismus mit Gewissen‘ gegenüber Ge-

sellschaft und Umwelt, wollen in der moralischen Oberliga spielen. (In Deutschland sind die Unternehmen noch beim *Shareholder Value*, debattieren aber ein wenig über Unternehmens-Ethik.) Dessen ungeachtet muß das Wohl des Unternehmens absoluten Vorrang behalten. CSR ist folglich nur ein Ausdruck für ‚progressives Eigeninteresse‘, wenn sich also das Unternehmensinteresse mit einem guten öffentlichen Zweck imageträchtig verbinden läßt. Aus dem Imperativ, den Vorteil des Unternehmens über alles andere zu stellen, ergibt sich nahezu zwangsläufig, alle nur möglichen Lasten und Kosten zu externalisieren. Das führt konsequent zu rationalen Abwägungen: Sind die Kosten höher als die Strafe, wird gegen ein Gesetz beliebig verstoßen, selbst wenn dadurch wissentlich das Leben von Menschen aufs Spiel gesetzt wird. Der Autor belegt dies am Beispiel von General Motors, die kalkulieren ließen, ob es billiger ist, die Lage des Tanks im Auto zu verändern oder für die durch Tank-explosionen verursachten Toten Schadenersatz zu zahlen. Menschenleben wird zum Sachschaden bagatellisiert!

Um Roosevelts *New Deal* zu verhindern, hat eine Gruppe führender Bankiers und Unternehmenslenker einen Versuch unternommen, den Präsidenten zu entmachten und durch einen Diktator nach faschistischem Vorbild zu ersetzen. Heute gehen diese Kreise etwas subtiler vor – sie setzen Geld ein, für die Lobbyarbeit natürlich, insbesondere aber für (Präsidenten-) Wahlkämpfe. Daraus soll sich allmählich eine Partnerschaft, wenn nicht

Symbiose zwischen Regierung und Wirtschaft entwickeln, die sie legitimiert (mit)zuregieren. Durch die ‚Eroberung der Ordnungspolitik‘ zur Deregulierung staatlicher Vorschriften, natürlich unter dem Vorwand, dem Gemeinwohl zu dienen, lassen sich ökonomische Erwartungen am besten durchsetzen. Ein erfolgsversprechender Weg ist die Privatisierung bisher öffentlicher Leistungen, nach dem Motto, je größer die öffentlichen Probleme, desto größer die Chancen auf Gewinne. In den USA ist dies gegenwärtig die schulische Bildung (in Deutschland sind es die sozialen Versicherungen).

Gegen dieses Selbstverständnis der „institutionellen Psychopathen“, als die Bakan die Konzerne wegen ihrer destruktiven Konstruktion charakterisiert, macht sich immer stärker Widerstand breit, nicht zuletzt angefacht durch Vorkommnisse wie bei Enron, World-Com und Consorten. Das Misstrauen der Menschen gegen die Konzerne ist möglicherweise schon so groß wie zur Zeit der Weltwirtschaftskrise, meint der Autor – trotz des wirtschaftlichen Booms, den die Vereinigten Staaten schon seit etwa zehn Jahren erleben. Die Äußerungen Münteferings wirken da allenfalls wie ein laues Lüftchen. Angesichts dieser Stimmung setzen Wirtschaft und mit ihr die neoliberale Theorie um Friedman erneut auf den Markt: Nun in der Variante, daß Verbraucher- und Aktionärs-Demokratie es schon richten werde, denn einer oder beiden Formen frönt jeder Amerikaner.

Der Unterschied zur echten, politischen Demokratie ist der zwischen

Dollars und Stimmen. Deregulierung ist eine (Vor-)Form der Ent-Demokratisierung, und die Konzerne haben sich durch die Globalisierung dem Zugriff des Staates ohnehin weitgehend entzogen. Gleichwohl bleibt ihre Existenz vom Staat abhängig, denn „ohne den Staat ist ein Unternehmen nichts. Buchstäblich nichts.“ Auf diese Tatsache gründet Bakan dann auch den Versuch, zu retten, was noch zu retten ist. Von der „selbstzerstörerischen Kraft der Unternehmen“, wie es im Untertitel heißt, einem gewissenmaßen iatrogenen Defekt, kann dagegen keine Rede sein. (Der Originaltitel ist allerdings sehr viel treffender, und man ahnt die Schere im Kopf: „The Corporation. The Pathological Pursuit of Profit and Power“.) Nur der Staat vermag den Konzernen durch die Gesetzgebung Zügel anzulegen, sie in sozial und ökologisch, also demokratisch verträglichere Bahnen zu zwingen.

Der Autor schlägt ein Bündel von Maßnahmen vor, um dieses Ziel zu erreichen. Dazu gehört, den Neoliberalismus weltweit in Frage zu stellen, die politische Demokratie durch eine stabile öffentliche Sphäre zu stärken, vor allem aber das Regulierungssystem zu verbessern, und sollte all dies nicht helfen, dann bleibt als letzte Möglichkeit, den Unternehmen, die das öffentliche Interesse flagrant verletzen, die Konzession zu entziehen. Welch ein Aufschrei ginge durchs Land, würde Müntefering sich trauen, so etwas zu fordern?

Ist die Beschreibung der Abhängigkeit, in die sich Politik von der Wirtschaft hat zwingen lassen, überzeu-

#### 4      Besprechungen

gend, so sind die Vorschläge, dem öffentlichen Interesse wieder den ihm gebührenden Rang einzuräumen, doch nur gut gemeint, weil sie auf den Staat setzen, der das Unheil herbeigeführt, zumindest zugelassen hat. Dessen ungeachtet leistet die Schrift einen interessanten Beitrag zur hierzulande vielleicht allmählich einsetzenden Debatte über die Sozial- und Umweltverträglichkeit kapitalistischer Wachstums- und Profitgier, die den nationalen Blickwinkel etwas entkrampft.

*Bernd M. Malumat*

**Stefan Bollinger (Hrsg.)**  
**Imperialismustheorien**  
**Historische Grundlagen für eine aktuelle Kritik, Wien 2004,**  
**Promedia Druck- und Verlagsgesellschaft, 173 S., 12,90 EUR**

Seit dem Untergang der Sowjetunion und des als kommunistisch bezeichneten Systems im „Ostblock“ war in vielen intellektuellen Debatten nicht mehr viel von Imperialismus zu hören. Der Krieg der USA gegen den Irak haben einige kritische Geister indes wieder hellhörig gemacht. Der Ruf nach einer konsistent antiimperialistischen Kritik an den neoliberalen Gebaren der imperialistischen Mächte des Nordens wird lauter. Es sei höchste Zeit, genauer nach Fakten und Theorien zu fragen, die im 20. Jahrhundert dem Kapitalismus in den Metropolen, seiner Politik und vor allem seiner Wirtschaft das Etikett Imperialismus verpaßten, meint der Berliner Politikwissenschaftler Stefan Bollinger in seinem jüngsten Buch. Er konstatiert, daß nicht nur nicht mehr über Imperialismustheorien in intellektuellen Kreisen diskutiert wird, sondern daß selbst entsprechende Analysen im Buchhandel und in den Bibliotheken schwer zu bekommen sind. In der Tat kann wohl jeder, der sich für Imperialismustheorien interessiert bestärken, daß „klassische“ Texte der Imperialismusanalysen schwer zu beschaffen sind. Das ist um so bedauerlicher, als mit dem Imperialismusbegriff in bestimmten Zweigen der Historiographie inflationär umgegangen wird. So wird Imperialismus in der

außereuropäischen Geschichtsschreibung oftmals mit Kolonialismus und /oder Expansion gleichgesetzt. Imperialismus wird zudem von einigen Wissenschaftlern, die sich anscheinend nie tief in die diesbezüglichen Theorien eingearbeitet haben, als Vorläufer oder gar selbst als Globalisierung betrachtet. Deshalb hat Bollinger einige Originaltexte über „klassische“ Imperialismustheorien zusammengetragen und in einem Band publiziert.

Der vorliegende Reader soll jene Analysen linker Wissenschaftler und Publizisten in Erinnerung rufen, die zu Beginn des vorigen Jahrhunderts die imperialistische Expansion vor allem Englands und Deutschlands geißelten. Textstellen aus Büchern bekannter Imperialismustheoretiker werden vom Herausgeber kommentiert und in ihren historischen Kontext gestellt. Er hat dafür die entsprechenden Texte von *John A. Hobson*, *Rudolf Hilferding*, *Rosa Luxemburg*, *Karl Kautzky*, *Nikolai I. Bucharin* und *W. I. Lenin* zusammengestellt. Völlig zu Recht betont Bollinger in seiner Einleitung, daß der Imperialismusbegriff wie jeder andere politisch- oder geschichtswissenschaftliche Begriff in die politischen und geistigen Auseinandersetzungen seiner Zeit eingebunden ist. Den historischen Kontext für die Entstehung der Imperialismustheorien umreißt der Herausgeber in seinem einleitenden Beitrag „Wiederkehr der Imperialisten? Alte Theorien und neue Herausforderungen“ mit einem hohen theoretischen Niveau.

Herausgekommen ist eine wichtige Publikation, auf die sicherlich Interessierte und Studierende zurückgreifen

werden, sei es wegen der abgedruckten Texte (die mit Leichtigkeit einen Vergleich zu anderen Imperialismusanalysen zulassen) oder wegen der kenntnisreichen Einführung von Stefan Bollinger, der es versteht, die heutige Weltlage mit Hilfe der „alten“ Imperialismustheorien zu erklären

*Ulrich van der Heyden*

**Willi Brüggem/Michael Jäger**

(Hg)

**Brauchen wir Feinde?**

**Feindbildproduktion nach dem 11. September 2001 in sozialpsychologischer und diskursanalytischer Sicht, Berlin 2003, Edition Freitag, brosch., 261 S., 16,80 EUR**

Ausgehend von einer Debatte in der Zeitschrift *Freitag* zur Frage nach der Entstehung und Wirksamkeit von Feindbildern untersuchen die Autoren Feindbilder in der Gesellschaft. Dabei wird sowohl die Frage nach dem ‚was‘ der Strukturen wie nach dem ‚was‘ der Verhältnisse gestellt, in denen diese Feindbilder wirksam werden. Der Fokus der meisten, aber nicht aller Aufsätze ist der Krieg der USA und ihrer Verbündeten gegen den Terrorismus bzw. den Irak. Ein Teil der Autoren vertritt einen psychoanalytischen Ansatz, andere kommen von der Diskursanalyse. Die Aufsätze sind jedoch nach Themen und nicht nach theoretischen Ansätzen gruppiert.

*Politische Macht und spontane Feindbilder* ist das Thema der ersten vier Aufsätze. *M. Schneider* analysiert die Entwicklung des Feindbildendenkens in den

USA unter zwei Aspekten: 1. der innere Zerfall der amerikanischen Gesellschaft auf Grund der ökonomischen Entwicklung und 2. die Interessen des amerikanischen Kapitals, das sich dabei der Ängste der Menschen bedient. Die gegenwärtige Politik der US-Regierung wird dabei nicht nur ökonomisch begründet, sondern auch aus der historischen Entwicklung erklärt. Wegen der gelegentlich sehr polemischen Sprache wird sich Schneider den Vorwurf des Antiamerikanismus einhandeln, obwohl er hauptsächlich seriöse amerikanische Quellen zitiert (wenn er sie angibt) und auf widersprechende Stimmen bei den amerikanischen Intellektuellen hinweist.

*H. E. Richters* Ausgangspunkt ist die Frage: *Warum werden immer schrecklichere Waffen entwickelt und mit ihnen gedroht?* Er greift auf eine Hypothese aus seinem Buch ‚Der Gotteskomplex‘ zurück: Aus dem Wirken einer Angst vor Schwäche und Ohnmacht verknüpft mit dem Glauben, man müsse mit eigener Macht allen anderen überlegen sein, entsteht ein Zwang zu immer noch höherer Rüstung. Dem liegt die Abspaltung von Bindungsgefühlen und eigener unerträglicher Schwäche zugrunde. Diese Abspaltung ist nicht nur individuell, sondern formt die Art der Selbstorganisation einer Kultur. Solche Feindbildproduktionen können jedoch durch Einsicht und Vertrauen zerstört werden, so dass eine friedliche Lösung von Konflikten möglich ist. Als Beispiele nennt er die Wahrheitskommissionen in Südafrika nach dem Ende der Apartheid und den Beginn der Abrüstung durch Gorbatschow.

Auch *St. Menzies* greift in seinem

Artikel auf ein früher veröffentlichtes Buch zurück: *Der Krieg und seine psychosozialen Funktionen*. In der Analyse der Entstehung, Dynamik und Funktion von Feindbildern lässt sich die Existenz und Bedeutsamkeit psychosozialer Parafunktionen des Krieges nachweisen. Er untersucht die Beziehungen, die jeder Kriegsteilnehmer eingeht, und unterscheidet darin sowohl normale wie pathologische Bedürfnisse, wobei der Feind im wesentlichen zur Abgrenzung und Abspaltung unerwünschter Anteile dient. Im weiteren Verlauf werden diese Gedanken unter Einbeziehung der Objektbeziehungstheorie und der Psychologie des Selbst entfaltet und es entsteht ein sehr differenziertes Bild der Genese, Funktion und Dienstbarmachung von Feindbildern.

V. Pankin untersucht dagegen Feindbilder als Ausdruck der bipolaren Denkstruktur der amerikanischen Weltanschauung. Ihn interessieren Feindbilder als bewusste, rational kalkulierte und produzierte, wobei in diesem mythologischen Feindbilddenken Magie bereits vorhanden sei. Wirksam werden sie durch die magische Struktur des Bewußtseins. Was bei St. Menzos zu einer differenzierten Beschreibung innerer Vorgänge führt, wird hier zur Magie mystifiziert, was sich im inflationären Gebrauch des Adjektivs ‚magisch‘ ausdrückt. Pankin gelangt von der magischen Struktur zum magischen Reflex, zum magischen Affekt, zur magischen Reaktion, zum magischen Tabusystem, zum magischen Recht und zurück zur magischen Struktur.

Unter dem Thema *Krieg ohne Feind*

sind zwei Aufsätze aus diskursanalytischer Perspektive versammelt. Clemens Knobloch untersucht die ‚diskursive Normalisierung‘ des Krieges, die politischen Strategien und Mittel mit denen in den Medien die neuen Kriege, die Durchsetzung ökonomischer und politischer Interessen mit militärischen Mitteln zur Normalität werden. Dabei sieht er eine Verbindung zwischen dem Neoliberalismus bzw. der Globalisierung und den jüngsten Kriegen. Durch die Veränderung der Sprache in den Medien wird schließlich eine ‚diskursive Enthemmung‘ erreicht. Der Artikel bietet dadurch einen sehr interessanten Ansatz, zumal er weitgehend unbeachtete Quellen verwendet. Leider ist der Artikel so undifferenziert und einseitig, dass die Widersprüchlichkeiten in den westlichen Ländern nicht aufgenommen werden. Wie die Massenproteste in den USA und in Westeuropa gezeigt haben, reichte die ‚diskursive Enthemmung‘ gegenüber den mangelnden Feindbildern wohl nicht aus, entgegen Knoblochs Ansicht, sondern führten z.B. in Spanien zur Abwahl der Regierung.

Die übrigen Aufsätze stehen unter dem Thema *Feindbilder und Kulturwandel*. Allen Aufsätzen ist ein psychoanalytischer Ansatz gemeinsam. Mario Erdheim beschreibt zunächst die Genese der Fremdenrepräsentanz aus den Abspaltungs- und Projektionsprozessen. Diese erläutert er dann sowohl an historischen als auch aktuellen Beispielen. Sein Fazit: Die Feindbildproduktion bietet einerseits Entlastung durch Aufteilung aller positiven und negativen Elemente in zwei Lager, sie verhindert andererseits je-

doch eine Entwicklung. *Claus-Dieter Rath* verwendet Lacan's ‚Lehre vom Spiegelstadium‘ zur Erklärung der Genese von Feindbildern. *Michael Jäger* sieht im Gegensatz von Leben und Tod die Einheit, die unsere Kultur durchzieht. Die Auseinandersetzung mit Feindbildern ist unter dieser Perspektive auch die Konfrontation mit dem eigenen Tod. *Rüdiger Eschmann* behandelt den gesellschaftlichen Wandel seit Ende des Kalten Krieges. Ausgehend von der frühkindlichen Entwicklung beschreibt er, ähnlich wie M. Schneider, die psychosozialen Auswirkungen der ökonomischen Krise, die in eine ‚Auflösung traditioneller Wertorientierung‘ führt. *Willi Brüggem* nimmt diesen Gedanken im letzten Aufsatz des Buches auf. Seine These: Das ‚ich‘ ist nicht auf der Höhe seiner Zeit und begreift die Enttraditionalisierung nicht als Chance zu neuer Freiheit, sondern als Bedrohung. Warum es so schwer fällt, diese Chance zu ergreifen und neue, eigene Werte zu entwickeln, versucht er mit einer Rekonstruktion des Verdrängungsbegriffes zu klären. Diese Enttraditionalisierung bildet jedoch nur einen Teilaspekt der gesellschaftlichen Veränderungen.

Insgesamt bietet das Buch eine instruktive Sammlung zur Klärung der Ursachen von Feindbildern. Der aktuelle Anlass tritt dabei bei den meisten Aufsätzen eher in den Hintergrund, oder anders gesagt, die Aufsätze behandeln eine Frage, die weit über den Anlass hinausreicht. Unter diesem Aspekt kann dann genauso die Genese des Feindbildes ‚USA‘ untersucht werden. Die Ansichten zur

Zukunftsperspektive sind bei den Autoren unterschiedlich. Für einen Teil der Autoren kann die innere Feindbildproduktion, und damit auch die Bereitschaft auf äußere Feindbilder anzusprechen, durch Einsicht bzw. durch eine entsprechende Entwicklung des Selbst durchbrochen werden. Andere Autoren haben hier eine pessimistischere Sicht, da sie die Feindbildfunktion für eine historische Konstante halten.

*Lothar Butzke*

**Judith Butler**  
**Gefährdetes Leben**  
**Politische Essays. Frankfurt/M.**  
**2005, Edition Suhrkamp,**  
**179 S., 10,-- EUR**

Der Band versammelt Aufsätze, die allesamt nach dem 11. September 2001 entstanden und bereits andernorts, wenn auch zum Teil in gekürzter Form erschienen sind. Judith Butler geht davon aus, dass es keine letzte Sicherheit geben könne und dass sie auch keinen höchsten Wert darstelle. Sie tritt für die Versuche ein, die Gründe für die Anschläge zu verstehen und Distanz zwischen dem kritischen Diskurs über die historische Bedeutung und die moralischer Empörung über die Anschläge nicht einzuebnen. Der erste Aufsatz *Erklärung und Entlastung oder: Was wir hören können* setzt ein mit Zensur und Antintellectualismus, der nach den Anschlägen in den USA um sich griff und entkoppelt daran anschließend vorgebliche Widersprüche. Man könne Abscheu, Trauer, Angst empfinden



und diese Affekte, statt in Aggression, in die Entwicklung einer Politik überführen, die Aggression als Norm des Politischen nicht hinnimmt.

Der zweite Aufsatz *Gewalt, Trauer, Politik* fragt nach den Gründen für die schnelle Folge von Trauer und Aggression und bietet eine psychoanalytische Erklärung. Nationale Melancholie führe zu zweierlei Trauer, zugelassener und nicht zugelassener. Darüber, was als betrauernswerter Tod gilt, bestimmt sich schließlich, was als lebenswertes Leben gilt.

In *Unbegrenzte Haft* verfolgt Butler die Argumentationslinie weiter nach Guantanamo Bay, wo Exekutive und Verwaltung willkürlich über Leben und Tod von als nicht-lebenswert klassifiziertem Leben entscheiden.

Der vorletzte Aufsatz *Der Antisemitismus-Vorwurf: Die Juden, Israel und die Risiken öffentlicher Kritik* differenziert zwischen der aggressiven Politik Israels und jüdischen Widerstand gegen den Staat Israel. Kritik an Israel ist nicht notwendig antisemitisch. Butler plädiert für die Einstellung der Gewalt israelischer- und palästinensischerseits um die Grundbedingungen für einen Diskurs über die zukünftige Struktur Palästinas/Israels zu schaffen.

Abschließend, in *Gefährdetes Leben*, wendet sich Butler der Ethik Emanuel Levinas' zu. Auch in diesem Aufsatz argumentiert sie als Rhetorikerin und analysiert fortgelassene Verben. Sie rekurriert auf den Raub des Willens durch Ansprache und auf das Gesicht (das in diesem Band, der Übersetzerin sei Dank, nicht als Antlitz übersetzt wird). „Auf das Gesicht zu reagieren, seine Bedeutung zu verstehen heißt, wach

zu sein für das, was an einem Leben gefährdet ist, oder vielmehr wach zu sein für die Gefährdetheit des Lebens an sich.“ (160) Interessant sind auch ihre über Levinas hinausreichenden Gedanken zum schlechten Gewissen, das letztendlich nur eine negative Form des Narzissmus sei, und das Gesicht in den Medien, z.B. als fotografiertes, zur Entmenschlichung beitrage, indem es das Gesicht verberge.

Olaf Sanders

**Gilles Deleuze**  
**Schizophrenie und Gesellschaft**  
**Schriften und Gespräche**  
 1975–1995. Frankfurt/M.  
 2005,  
 Suhrkamp, 384 S., 32,— EUR

„Schizophrenie und Gesellschaft“ ist der 2. Band der Texte und Gespräche Gilles Deleuzes. Er setzt das mit „Die einsame Insel“ 2003 begonnene Projekt fort und beendet es. Der Band enthält alle Texte zwischen 1975 und 1995, die nicht in von Deleuze selbst zusammengestellte Textsammlungen wie „Unterhandlungen“ (1993) oder „Kritik und Klinik“ (frz. 1993, 2000) eingegangen sind. Einige der Texte sind dennoch alte Bekannte, weil sie schon eine Weile auf deutsch vorliegen, z.B. „Inwiefern die Philosophie Mathematikern und sogar Musikern dienen kann – auch und gerade wenn sie nicht von Musik oder Mathematik spricht“ oder „Über die Neuen Philosophen und ein allgemeineres Problem“ in „Kleine Schriften“ (1980) bei Merve oder vereinzelt andernorts. Sie sind allerdings alle neu (und ein-

heitlich) übersetzt von Eva Moldenhauer, was im Hinblick auf die Merve-Übersetzung wahrscheinlich ein Fortschritt ist.

Warum der Suhrkamp-Verlag anders als im französischen Original und beim 1. Band nicht auf den Titel des 1. Beitrags als Buchtitel zurückgegriffen hat, sondern auf den 2., bleibt offen. Mir hätte „Zwei Systeme von Verrückten“ besser gefallen – oder noch besser: „Zwei Ordnungen von Verrückten.“ Insgesamt enthält der Band 62 Texte und Gespräche. Die Textsorten variieren stark. Der Band enthält eine Reihe von Vorworten zu amerikanischen und italienischen Ausgaben der Bücher Deleuzes, aber auch einen „Offene(n) Brief an die Richter von (Toni) Negri. Damit ist klar, dass es sich nicht um ein Buch handelt, das man ganz und von vorn lesen muss. Es ist mehr eine Fundgrube – und zwar für zwei Zielgruppen. Aufgrund der Gespräche und auch der zum Teil sehr kurzen Texte eignet sich das Buch für den beiläufigen Erstkontakt mit Deleuze, z.B. im Vorortzug. Für alle, die sich intensiver mit Deleuze beschäftigen, bieten die beiden Bände eine Vielzahl von neuen Blickwinkeln.

Im 10. Todesjahr liegen Deleuzes Schriften nun komplett und leicht zugänglich auf deutsch vor. Es bleibt zu hoffen, dass das die in vielen Disziplinen noch in den Anfängen steckende Rezeption erleichtert und weiter befördert. Vielleicht können sie ihr auch eine andere Richtung geben. In einem Gespräch unter dem Titel „Acht Jahre danach“ verrät Deleuze, dass sich der Analyse der Gefüge der Tausend Plateaus „eine allgemeine Logik“ (169)

abringen lasse, die sie lediglich skizziert haben. Diese Logik ist noch längst nicht erarbeitet, benennt eine Aufgabe, die über das aus dem Zusammenhang reißen und in den Zusammenhang schmeißen (Diederichsen) hinaus reicht und dann vielleicht (gegen Zizeks jüngste Ausführungen) auch das Spätwerk und die Koproduktionen mit Guattari philosophiefähig werden lassen.

*Olaf Sanders*

**Frank Deppe u.a.**  
**Der neue Imperialismus**  
 Heilbronn 2004, Distel Verlag,  
 148 S., 9,50 EUR

Frank Deppe und seine Kollegen Stephan Heidbrink, David Salomon, Stefan Schmalz, Stefan Schoppengerd und Ingar Soltý beschäftigen sich im Buch „*Der neue Imperialismus*“ nicht nur mit der modernen Diskussion über den neuen US-amerikanischen Imperialismus, sondern sie geben auch einen kritischen Überblick über die gesamte Imperialismustheorie. Ihr Hauptanliegen ist, die Begriffsgeschichte des „Imperialismus“ zu systematisieren und damit die wichtigsten Aspekte der ökonomischen und politischen Entwicklungsgeschichte des Kapitalismus darzustellen. Sie gehen dabei von dem traditionellen Ansatz aus, dass ein „Imperium ein Herrschaftsgebilde in der Dimension eines Großraumes ist, der viele Staaten und Regionen um- und übergreift und der gleichzeitig von einem Zentrum bzw. einer Metropole (z.B. von Rom oder von London) beherrscht, d.h. gesteuert und verwaltet

wird“ (12). Die Autoren unterscheiden verschiedene Zeitpunkte in der Geschichte des Imperialismus, etwa „die beiden Weltkriege, die Weltwirtschaftskrise, die faschistischen Diktaturen in Europa, die Oktoberrevolution in Russland oder der Stalinistische Terror der 30er Jahre“ (13) und analysieren die diversen theoretischen Ansätze des Imperialismus.

Von John A. Hobson (1902) – der die Theorie von John M. Keynes beeinflusst hat – und seinem Argument der „plutokratische(n) Klassenstruktur“ bis zu den marxistischen Imperialismustheorien von R. Hilferding, R. Luxemburg, N. Bucharin und W. I. Lenin wurden, so die Autoren, unterschiedliche Aspekte des Zusammenhangs zwischen der kapitalistischen Ökonomie und der imperialistischen Politik hervorgehoben. Wie die Autoren darlegen, wurde Rosa Luxemburg von der Marxschen These der „propagandistische(n)“ Tendenz des Kapitals, „den Weltmarkt zu schaffen“ (Marx zit. nach Deppe u.a.) inspiriert und betrachtete daher Imperialismus als ein primär politisches Phänomen, das den Prozess der Kapitalakkumulation widerspiegelte. Und während Bucharin an die Marxsche Analyse der „gegenwirkenden Tendenzen zum Fall der Profitrate“ (Marx zit. nach Deppe u.a.) anknüpfte, war der Imperialismus für Lenin ein monopolistisches Stadium des Kapitalismus (25), eine These, die, so die Autoren, von Karl Kautsky kritisiert wurde (32).

Darüber hinaus üben Deppe und seine Mitarbeiter Kritik an den marxistischen Imperialismustheorien. Obwohl diesen das Verdienst zukam, dass „sie

den Zusammenhang zwischen kapitalistischer Ökonomie und Expansionsdrang, zwischen der Bildung von Kolonialreichen und der Innenpolitik in den imperialistischen Staaten, zwischen Produktivkraftentwicklung, Aufrüstung und Kriegsvorbereitung ins Blickfeld rückten“ (33), waren sie „mehr oder weniger auf eine durchaus kurzfristige Perspektive des Zusammenbruchs der kapitalistischen Ordnung fixiert“ (36).

Anschließend wird die weitere Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg dargestellt. Die Analyse des Imperialismus wird treffend mit der Debatte über das „Monopolkapital“ und die Theorie des staatsmonopolistischen Kapitalismus (55), die die Staatstheorie der 1960er und 1970er Jahre beherrschten, z.B. mit den Theorien von Paul A. Baran, Paul M. Sweezy und Nikos Poulantzas, in Verbindung gebracht. Gleichzeitig diskutieren die Autoren Aspekte des Kalten Krieges wie die Polarisierung zwischen Sozialismus und Kapitalismus (37) und analysieren den historischen Hintergrund der Entstehung der globalen Hegemonie der USA (40). Faktoren wie die Krise des fordistischen Akkumulationsregimes Ende der 1960er Jahre, die auf die Prosperitätszeit der 1950er Jahre folgte, oder „das atomare Patt“ (51) des Kalten Krieges, führten, den Autoren gemäß, zur Verstärkung des US-amerikanischen Imperialismus und zu einem „Neoimperialismus“ (51).

In der knappen, aber sehr gut strukturierten und reichhaltigen argumentativen Darstellung der Autoren fehlt weder die Analyse der Dependenztheorie (64) noch die Kritik an der

neoliberalen Globalisierung (71). Die von der US-amerikanischen Hegemonie regulierte Machtaufteilung zwischen dem kapitalistischen Zentrum und der Peripherie sowie die Bildung der „neuen Weltordnung“ und des entsprechenden kapitalistischen, kriegsorientierten und neokonservativen Imperiums werden, wie illustrativ gezeigt wird, mit neuen Herrschaftsmechanismen durchgesetzt.

Ein wichtiger Aspekt des Buches ist, dass Prozesse wie die Globalisierung des kapitalistischen Produktionsprozesses, die Deregulierung von wohlfahrtsstaatlichen Aufgaben, die Neoliberalisierung der Politik oder die Privatisierung zugunsten der multinationalen Konzerne vom Imperialismus nicht geschieden werden. Für die Autoren sind diese Phänomene strukturelle Bestandteile des „neuen Imperialismus“. Sie nennen daher eine Reihe von Konsequenzen des neuen Imperialismus, wie die zunehmende Informalisierung der Wirtschaft und der Arbeit, die Verbreitung von verschiedenen Formen der „Schattenökonomie“ (135), das durch Organisationen wie der WTO, der Weltbank, des IWF oder der OECD verursachte Demokratiedefizit (136) oder die „Monopolisierung der Kontrolle über Nahrungsmittel von transnationalen Konzernen im Bereich der Nahrungsmittel- und Pharmaindustrie“ (137).

Das Buch kann nicht nur als eine Einführung in die Imperialismustheorie, sondern auch als eine sehr konkrete Darstellung der wichtigsten Aspekte und Fragen der politikwissenschaftlichen Kritik des modernen, globalen Kapitalismus betrachtet werden.

**Iring Fetscher (Hrsg.):  
Karl Marx, Friedrich Engels,  
Studienausgabe in fünf Bänden.  
Aufbau Verlag, Berlin 2004.**

Im Jahr 1966 erschien zum ersten Mal die Marx-Engels-Studienausgabe in 4 Bänden, die von Iring Fetscher im Fischer-Verlag herausgegeben wurde. Fetscher war zu diesem Zeitpunkt Ordinarius für Politikwissenschaft in Frankfurt am Main und für seine undogmatische Marx-Lektüre bekannt. Der Zeitpunkt der Erstausgabe konzentrierter Marx-Engels-Schriften wurde von Fetscher mit großer Umsicht gewählt: Die politische Studentenbewegung steckte gerade in ihren Anfängen, und innerhalb der Frankfurter Schule waren es neben Marcuse vor allem Mitscherlich, Habermas und schließlich Fetscher selbst, die ihr die Chance einräumten, normative Korrekturen im Spätkapitalismus durchsetzen zu können.<sup>1</sup> Die Zusammenhänge zwischen Kapital, Arbeit und Ausbeutung sowie die Skizzierung einer anderen Gesellschaft erhielten hier in der intellektuellen Auseinandersetzung eine grundlegende Form, die es ermöglichte, dass die studentische Bewegung „Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus“ (so der gleichnami-

ge Titel eines Buchs von Habermas)<sup>2</sup> deutlich hervorheben konnte.

Soweit zum Bild der damaligen Zeit, soweit zu einer konstruktiv kritischen Auseinandersetzung mit Marx und Engels auf studentischer und in einem gewissen Sinn gesamtgesellschaftlicher Ebene. Aber die Zeiten haben sich drastisch verändert: Rechtskonservative Kräfte beherrschen erneut die ‚soziale‘ Marktwirtschaft, und einmal mehr wird deutlich, wie ökonomische Krisen die Kompensationsstrukturen des kapitalistischen Wohlfahrtsstaates erschüttern: Wurde noch 1968 durch eine in Marx- und Engelslektüre eingeübte Studentenschaft die Legitimität des wohlfahrtsstaatlichen Entschädigungsprinzips für Leistungen überhaupt in Frage gestellt, so ist heute unter dem Gros der Studenten kaum mehr das Problembewusstsein für diese Legitimationskrise vorhanden, geschweige denn noch ein solches in Bezug auf den Abbau des Sozialstaates selbst. Diese Fragestellungen werden selbst in sozialdemokratischen Kreisen im deutschsprachigen Raum kaum mehr kritisiert und eine Grundlagenforschung in linken Studentenkreisen wird zugunsten von purem Aktionismus (Attac-Bewegungen usw.) und ästhetischer Kompensation in Politik und Medien (siehe die diesbezüglichen Analysen von Thomas Meyer und anderen)<sup>3</sup> zurückgestellt oder über-

<sup>1</sup> Fetscher, v. Friedeburg, Habermas, Mitscherlich: „Minister Stoltenberg diffamiert bedenkenlos“, in: Jürgen Habermas, Protestbewegung und Hochschulreform, Ffm. 1969, 186 f.: „Die wirksamen (...) Proteste der Studenten bezeugen die Einsicht, dass Politik nicht auf technische und administrative Aufgaben eingeschränkt und über die Köpfe der privatisierten Massen hinweg gemacht werden soll.“

<sup>2</sup> Ffm. 1973.

<sup>3</sup> Thomas Meyer, Rüdiger Ontrup, Christian Schicha: Die Inszenierung des Politischen, Zur Theatralität von Mediendiskursen, Berlin 1999 oder zuletzt: Thomas Meyer: „Die Theatralität der Politik in der

haupt fallengelassen.

Unter diesen Auspizien ist der Zeitpunkt der Neuauflage konzentrierter Marx-Engels-Schriften von Fetscher, die nunmehr im Aufbau-Verlag erschienen ist (2004), abermals mit großer Umsicht gewählt worden: Es ist nun hoch an der Zeit, sich mit den Begründern des wissenschaftlichen Sozialismus erneut auseinanderzusetzen. Und dies umso mehr, als das Scheitern des Kommunismus und der Planwirtschaft nicht direkt mit den Schriften von Marx und Engels in einen Zusammenhang gebracht werden darf, sondern alleine mit einer extrem mangelhaften und darin verbrecherischen Umsetzung dieser Schriften in Verbindung gesetzt werden kann und muss: Marx und Engels – und dies hebt Fetscher mit Recht im neuen Vorwort zu ihren Schriften hervor (Bd. I, 7-16) – sind immer davon ausgegangen, dass sich eine sozialistische Revolution nur in Gesellschaften mit voll ausgebildeter kapitalistischer Produktion vollziehen kann. Weder in der einstigen Sowjetunion eines Stalin, noch in China des Mao Tse-Tung wurde aber die bäuerliche Mehrheit neben dem Industrieproletariat als Motor der Revolution angesehen, vielmehr wurde sie „durch die kommunistische Partei“ Gegenstand „skrupelloser Ausbeutung und Unterdrückung“ (Bd. I, 8). Die katastrophalen Folgen, vor allem der desaströse Untergang der UdSSR und die Etablierung eines „mafiosen Kapitalismus“ in den heutigen russischen

Gebieten, sind bekannt. Sie reichen aber durchaus bis in die intellektuelle Auseinandersetzung mit Marx und Engels, „die zu Unrecht als Wegbereiter des Leninismus und der Oktoberrevolution angesehen wurden“, hinein: Nicht nur Menschen, „die unter sowjetischen und ähnlichen Regimen gelebt hatten“, wollen von Marx und Engels, die „mitverantwortlich für jahrzehntelangen Leiden“ (Bd. I, 7) gemacht wurden, nichts mehr hören – den Menschen in westlichen Demokratien entgegenzusetzen von der einstigen Studentenbewegung und ihrer philosophischen Weltanschauung im deutschsprachigen Raum erdenklich wenig übrig geblieben. Das Gros der damaligen Revolutionäre segelt heute in allen Gesellschaftsbereichen unter der Flagge des Neoliberalismus. Die universitäre Philosophie unserer Tage hat die Kritik von Marx lieber der „nagenden Kritik der Mäuse“ in der verstaubten Bibliothek der Klassiker überlassen. Die Schriften von Marx und Engels bleiben dort unter dem Stichwort der großen tragischen Irrtümer bis zum Sankt Nimmerleinstag eingereiht.

Die überlieferten Worte von Marx an Lafargue: „Wenn etwas feststeht, dann, dass ich kein Marxist bin“ (Statement zu Bd. I), haben heute eine neue Bewandnis bekommen. Irrtümer, die mit dem Schrifttum von Marx und Engels behaftet sind und vor dem Richterstuhl der Geschichte stehen, müssen für eine neue und undogmatische Lektüre korrigiert werden. Äußerst hilfreich ist hierfür Fetschers Auswahl der Texte, die er in seiner

---

Mediendemokratie“, in: Politik und Zeitgeschichte 53 (2003), 3-11.

Studienausgabe so wertneutral wie möglich kommentiert. Jeder Band enthält neben diesen Kommentaren noch Anmerkungen und eine ausführliche Bibliographie. Dem Band IV (*Geschichte und Politik 2*) wurde zudem eine synchrone Tafel mit biographischen Daten, wichtigen historischen Daten und Hinweisen auf Ereignisse aus der Geschichte der Arbeiterbewegung eingegliedert. Neu zudem ist gegenüber der schon seit langem vergriffenen Fischer-Ausgabe die Herausgabe eines fünften Bandes, in welchem Texte zu *Prognose und Utopie* bei Marx und Engels kompiliert wurden.

Der erste Band ist der *Philosophie* gewidmet und enthält einerseits die wichtigsten Texte aus der Frühzeit von Marx' Denken, das vor allem einer Auseinandersetzung mit Hegel (*Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie*) und Feuerbach (*Thesen über Feuerbach*) wie ihrer materialistischen Reformulierung verpflichtet ist, in deren Fokus auch die religionskritische, hierin keineswegs antisemitische Thematik (*Zur Judenfrage*) steht. Andererseits werden Arbeiten von Engels wiedergegeben, die eine vorzügliche Einführung in den Marxismus geben und als solche mustergültig aufzeigen, wie schwierige Problemstellungen materialistischer Philosophie in klarer und unpräntentöser Sprache dargestellt werden können. Im zweiten Band wird die *Politische Ökonomie* anhand von kurzen, dafür aber sehr dichten Einführungstexten kompiliert. Fetterscher diesbezügliche Auswahl ist von dem Anliegen geleitet, den an dieser Materie interessierten Leser nicht sofort mit den drei großen Entwürfen des *Kapitals* zu kon-

frontierten. Diese Einführungen sollen nicht zuletzt belegen, dass eine Orientierung im Denken, was Ökonomie für Marx bedeutete – nämlich eine sozialistische Reflexion wie Kritik und vor allem „praktische Umwälzung“ (Bd. II, 7) bürgerlicher Wirtschaftswissenschaften –, schon in den berühmten *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten* angelegt ist und in repräsentativen Stellen aus den *Grundrissen* wie aus dem ersten Buch des *Kapitals* ausgebaut und kritisch vertieft wurde. Für die Fragen und Inhalte sozialistischer Ökonomie wurde Marx von seinem Mitstreiter Engels sensibilisiert, worüber nicht zuletzt sein Text *Umriss einer Kritik der Nationalökonomie* Zeugnis gibt. Der dritte Band trägt den Titel *Geschichte und Politik 1*, der vierte folgerichtig *Geschichte und Politik 2*. In beiden Bänden erscheinen Marx und Engels als mit zeitgenössischen Details der Gesellschaft vertraute Publizisten, die Theorie im Fokus aktueller wie geschichtlicher Ereignisse entwickeln wollten. Die vorgestellten Arbeiten zur Geschichte und Theorie der Arbeiterbewegung erbringen den Nachweis, dass Marx und Engels nicht wie einige ihrer ‚Nachfolger‘ tagespolitische Ereignisse und geschichtliche Phänomene aus der Welt des Arbeiters in das Erklärungsraster eines mechanistischen Materialismus zwängten, sondern im Gegenteil gerade aus der kontroversen Anlage aktueller wie historischer Phänomene einen undogmatischen und offenen Sozialismus entstehen ließen: Marx' Bericht über „Amerika und den Erfolg von Arbeitszeitgesetzen“, die „Polemiken von Marx und Engels gegen Bakunin und

seine Anhänger“, wie nicht zuletzt die ganz erstaunliche Präferenz des älteren Engels für demokratische Strukturen innerhalb des deutschen Staats, die sich nicht zuletzt darin niederschlagen, dass „die Überlegenheit des friedlichen Kampfes mit dem Stimmzettel“ (Bd. III, 8-10) sich nicht wegdebattieren ließe – das alles sind Argumente, die den von der reinen Philosophie und Politischen Ökonomie kommenden Leser überraschen mögen. Artikel von Marx und Engels zum *Bürgerkrieg in Frankreich* und zum amerikanischen Bürger- und Unabhängigkeitskrieg zeigen auf, dass diese – trotz mancher Kritik – zum Vorbild der proletarischen Revolution erhoben wurden. Engels und Marx, die von der „politischen Unreife der deutschen Bourgeoisie“ (Bd. IV, 11) erschüttert waren, haben besonders den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg von als Vorbild für Revolution und Kampf um Menschenrechte genommen. Marx und Engels waren davon überzeugt, dass „der Zusammenbruch der Sklavenhaltergesellschaft in den amerikanischen Staaten letztlich zur proletarischen Revolution in Europa führen“ würde (Bd. IV, 13). Im für die Studienausgabe 2004 neu konzipierten fünften Band mit dem Titel *Prognose und Utopie* werden Auszüge aus den *Grundrissen der Kritik der Politischen Ökonomie*, den *Theorien über den Mehrwert* wie die Arbeit *Resultate des unmittelbaren Produktionsprozesses* neben prognostischen und ökologischen Texten vorgestellt. Obgleich Marx hier dem Leser als *der* Repräsentant einer Politischen Ökonomie gegenübersteht, der wie kein anderer die Strukturen

der kapitalistischen Gesellschaftsformation durchschaut hat, können und wollen seine Schriften nicht verheimlichen – so wie es etwa Stalin und andere rote Diktatoren versucht haben –, dass nur auf der Basis einer voll ausgebildeten Produktionsweise eine „Grundlage für eine künftige, freie Gesellschaft sozial entwickelter Individuen“ geschaffen werden kann (Bd. V, 9). Neben diesen Arbeiten, in denen zentrale Begriffe der politischen Ökonomie wie „Wert“, „Tausch“, „Produktivkräfte und -verhältnisse“ eine bis heute unabschließbare Theoriediskussion eröffnet haben, werden Texte zur Ökologie und Sozialutopie vorgestellt, die eine ernsthafte Infragestellung des Produktionsparadigmas, wie es besonders von Habermas für die Theorieanlagen von Marx und Engels diagnostiziert wurde<sup>4</sup>, aufkommen lassen. Die Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus haben sehr wohl auf die ökologische Gefahr eines rein industriellen Kommunismus hingewiesen und Arbeit nicht nur als rein instrumentelle Handlung, sondern auch und vor allem als Selbstverwirklichung in der Gemeinschaft gesehen. Die Gefahr, dass rein industrielle Arbeit den Stoffwechsel mit der Natur beschädigt und „verunreinigtes Wasser, unfruchtbare Wüsten und verpestete Luft“ (Bd. V, 10) hinterlässt, wurde sowohl von Marx und Engels gesehen, wie nicht zuletzt der Umstand, dass Naturbeherrschung eine Beherrschung

---

<sup>4</sup> Jürgen Habermas, „Exkurs zum Veralten des Produktionsparadigmas“, in: Ders., *Der philosophische Diskurs der Moderne*, Ffm. 1988, 95-103.



der Menschen nach sich ziehen kann.<sup>5</sup>

Mit dieser Studienausgabe ist der Weg nicht nur für einen akademischen Diskurs über die aktuelle Bedeutung des Marxismus, sondern vor allem für eine gesamtgesellschaftliche Debatte, was denn das soziale Antlitz von Demokratie und Wirtschaft sei, wieder eröffnet worden. In Zeiten des neuen Rechtskonservatismus, der nicht vor den heiligen Hallen der Wohlfahrtsgesellschaft und ihrer so genannten ‚sozialen‘ Marktwirtschaft Halt macht, ist eine entsprechende studentische wie immanent gesellschaftliche Debatte zu Inhalt und Form von Gesellschaft und Staat notwendiger denn je geworden. Fetscher hat hierfür mit der Auswahl der Texte nicht nur im philologischen Sinn eine glückliche Hand bewiesen. Denn auch der Zeitpunkt, für welchen sich der Nestor der sozial-

demokratischen Politikwissenschaft entschlossen hat, Marx und Engels wieder gesellschaftsfähig machen zu wollen, ist ein gut gewählter: In einer Zeit, die unfreiwillig ironisch von unkritischen Zeit- und Philosophiegenossen als ‚Postmoderne‘ bezeichnet wird, in einer Zeit also, in welcher de facto das zentrale Thema der Moderne – nämlich das gleichberechtigte Zusammenleben von Menschen in Staat und Gesellschaft – nicht gelöst ist, ist es an der Zeit, theoretisch und praktisch Sozialismus und radikale Sozialdemokratie als Modellansätze für eine bessere und gerechtere Welt wieder als mögliche Lösungsansätze ins Spiel zu bringen. Marx und Engels sind hierfür Garanten.

*Clemens K. Stepina*

**Boris Groys**  
**Im Namen des Mediums**  
 Köln 2004, Audio-CD, 61 min.,  
 Supposé-Verlag, 18,-- EUR

<sup>5</sup> Insofern repetieren in diesem Zusammenhang Kritiker eher Marx und Engels, als sie zu reformulieren. Vgl. dazu etwa: Axel Honneth, „Arbeit und instrumentales Handeln, Kategoriale Probleme einer kritischen Gesellschaftstheorie“, in: Ders., Urs Jaeggi (Hg.): Arbeit, Handlung, Normativität, Theorien des Historischen Materialismus, Band 2, Ffm. 1980, 211: „Die zivilisatorische Emanzipation von der Übermacht der Natur gelingt (...) dem Menschen nur in der Tätigkeit der Arbeit, in der sich die technische Verfügung über die äußere mit der Unterdrückung der inneren Natur verschränkt; die an die Arbeit gebundenen kognitiven Leistungen tragen, um dieser Befreiung vom Naturzwang dienen zu können, von Anbeginn an die Züge einer Rationalität, die die natürliche und die soziale Umwelt unter Verfügungs Gesichtspunkten objektiviert.“

Zu den Grundauffassungen des Kunsttheoretikers Groys gehört die Annahme, dass alle Wirklichkeit inszeniert, künstlich hergestellt ist. Konsequenz scheint dann die auf der CD gemachte Feststellung, dass wir es nicht mit Realität, sondern mit ihrer medialen Inszenierung zu tun haben. Unter Medium versteht Groys indes nicht nur die Medienbranche als technischen bzw. wirtschaftlichen Apparat. Vielmehr fragt er, inwiefern der Mensch Medium ist, Medium in dem Sinn, dass er nicht Autor (oder philosophisch Subjekt) seiner Botschaften ist, sondern Medium eines „Geistes“.

der durch ihn hindurch sich äußert. Als Geist ist die Eingebundenheit in materielle und kulturelle Gegebenheiten zu verstehen, die die (Lebens-) Äußerungen von Menschen prägt. Groys nennt z. B. Karl Marxens Aussagen „das Sein bestimmt das Bewusstsein“ als Beispiel für einen Ansatz, die Situation des Menschen als Medium und nicht als Autor zu beschreiben und zu erklären. Unter dem Gesichtspunkt Mensch als Medium setzt er sich auch mit islamischen Selbstmord–Attentätern auseinander. Denn diese Menschen begreifen sich als Medium des Islam, eine Haltung, die Protagonisten aus dem westlichen Kulturkreis schwer verständlich erscheint, weil hier Menschen nicht als Medium, sondern als Autoren ihrer Lebensäußerungen propagiert werden. Diese Bezüge zu konkreten zeitgenössischen Phänomenen machen die historischen und theoretischen Analysen des Begriffs Medium spannend und erkenntnisfördernd. Man muss aber im ersten Beitrag bzw. in den ersten zehn Minuten der CD Durchhaltevermögen haben, um sich zu diesen Passagen durchzuhören. Denn die CD beginnt mit Erörterungen zu spiritistischen Seancen des 19. Jahrhunderts und der Rolle des Mediums dabei. Das wirkt etwas betulich, ein Eindruck, der sich später auflöst.

*Jadwiga Adamiak*

# WIDER|SPRUCH

In: **Widerspruch Nr. 43 Wertestreit um Europa (2005), S. 139-177**

Besprechungen

Neuerscheinungen

Hans Heinz Holz

Mensch – Natur:

Helmuth Plessner und das Konzept einer dialektischen Anthropologie, Bielefeld 2003,

191 S., 25,80 EUR

Mit dieser Publikation will Hans Heinz Holz anhand der Bearbeitung verschiedener Gesichtspunkte von Anthropologie, Geschichtsphilosophie und Epistemologie im Zusammenhang mit der Anthropologie Helmuth Plessners auf grundlegende Konvergenzen zwischen dieser und einer dialektisch-materialistischen fundierten aufmerksam machen. Holz datiert die Geburtsstunde der Anthropologie auf die neuzeitlichen Wende der Philosophie seit Descartes zurück (ontologische Reversion), seit welcher die Frage nach der Welt in die Frage den Bedingungen der Erfassbarkeit der Welt im Gedanken transformiert und somit die Anthropologie als eigenständige Disziplin erst möglich wurde. Für Holz zählt es zu den philosophischen Eigenheiten des Menschen, dass sich in seinem Bewußtsein die Beziehung Mensch-Welt widerspiegelt und in der Reflexion als Inhalt des Denkens erscheint. Bei Descartes erscheint erstmals das Subjekt als Bedingung des Inhalts und Bewußtsein schlägt hier in Selbstbewußtsein um. Gleichzeitig wird durch den Dualismus von *res cogitans*

und *res extensa* zum ersten Mal eine Bresche für die Anthropologie gelegt, indem sie als eine Art Mechanik der *res extensa* Verwendung findet. In der Frühaufklärung werden damit die Funktionen des menschlichen Körpers, seiner Organe und Seelenzustände analog zum Prinzip der Mechanik naturwissenschaftlich erklärt. Bei Fichte wird das Naturwesen Mensch zugunsten seiner intellegiblen Funktionen in den Hintergrund gedrängt und somit ein Grundmuster der philosophischen Anthropologie formuliert: Das Wesen des Verhältnisses Welt-Mensch wird durch das intelligible Ich bestimmt, allerdings auf verdrehte Weise, da sich dieses nur im Bewußtsein bestimmt, was wiederum nur durch das Denken der ontologischen Differenz adäquat gedacht werden kann: Das Ich setzt nicht das Seiende, sondern setzt das So-Sein des Seienden, indem es sich selbst in Beziehung darauf bestimmt. Die Umkehrung dieser Umkehrung nimmt wiederum die neue Anthropologie des Ludwig Feuerbach vor, im welcher auf den Menschen als sinnlich-leibliches Wesen als Voraussetzung des philosophischen Gedankens insistiert wird. Allerdings fällt Feuerbach mit diesem Konzept erkenntnistheoretisch wieder in den Modus der „sinnlichen Anschauung“ und eine metaphysische „Wesenheit“ des Menschen zurück.

Diesen Riss füllt laut Holz die Anthropologie Helmuth Plessners. In dieser wird nicht mit einem fixen menschlichen „Wesen“ operiert, sondern der Mensch zuerst einmal als Produkt eines Evolutionsprozesses kenntlich gemacht: „Plessners große Leistung ist die philosophische Begründung einer von den Erkenntnissen der Biologie zur Besonderheit des Menschen aufsteigenden philosophischen Anthropologie. Er zeichnet einerseits die Kontinuität in der Entwicklung des Lebens auf der Erde nach, spürt aber andererseits die Nahtstellen auf, an denen die Kontinuität des Evolutionsprozesses der Umschlag in eine Qualität des natürlichen Seins stattfindet, die weder mit den für die vorhergehenden Stufen entwickelten Kategorien mehr angemessen erfasst werden kann, noch in deren Systematik unterzubringen ist. Ihm geht es darum, die Besonderheit des Menschen aus seinen natürlichen Bedingungen herzuleiten und sie zugleich als etwas ganz und gar Neues kenntlich zu machen.“ (71, vgl. auch 85, 98, 113 und 118f) Weiter rückt für Plessner mit seinem Modell der „exzentrischen Positionalität“ das Reflexionsverhältnis der Beziehung Mensch-Umwelt wieder in das Zentrum der anthropologischen Betrachtungen.

Die Grundkategorie, mit welcher Plessner das Lebendige genuin erfassen will, ist die der Positionalität. Im Unterschied zum Anorganischen ist nämlich das Organische in seinem Verhältnis zur Umwelt durch eine Grenze zum anderen definiert, welche sich in Aktivität und Passivität äußern muß, indem die äußerlichen

Eindrücke in ein innerliches Reiz-Reaktions-Modus übertragen werden, so daß innere Impulse wieder nach außen übertragen werden können. Den Menschen zeichnet nun wiederum aus, daß er sich selbst zum Gegenstand werden, zu sich selbst in Distanz setzen und über sein Verhältnis reflektieren kann.

Daraus resultieren wiederum für Plessner die Eigentümlichkeiten des Menschen: seine „natürliche Künstlichkeit“, die „vermittelte Unmittelbarkeit“ und sein „utopischer Standort“. Weder die äußerliche Umwelt noch der „Mensch“ sind als metaphysische Konstanten zu setzen, sondern als Pole ein und der selben Sache, in welcher der Mensch kraft seiner Reflexionsbegabtheit die Grenzen innerhalb dieses Verhältnisses verschieben kann. Mit Holz können wir feststellen, dass Plessner die Anthropologie in den Rahmen einer allgemeinen Ontologie und Naturphilosophie zurückführte, die sich im Sinne einer Dialektik der Natur weiterentwickeln lassen.

*Reinhard Jellen*

**Walter Jaeschke**  
**Hegel Handbuch**  
**Leben, Werk, Wirkung, Stuttgart-Weimar 2003 (Metzler),**  
**geb., 583 S., 49,95 EUR**

Nach Nietzsche, Kant und Heidegger ist Hegel der vierte Philosoph, dem der Metzler-Verlag ein umfang- und materialreiches *Handbuch* gewidmet hat. Anders als bei Nietzsche und Heidegger, wo Henning Ottmann und Dieter Thomä als Herausgeber einer Gruppe von (Mit-)Autoren vorstehen,

zeichnet Walter Jaeschke, der Direktor der Hegelarchivs an der Ruhr-Universität in Bochum, der sich durch viele Arbeiten zu Hegel, insbesondere seiner Religionsphilosophie einen Namen gemacht hat, als alleiniger Autor verantwortlich. Die „monologische“ Darstellung ist der Hegelschen Philosophie, die der Wahrheit durch die dialektische Aufhebung und nicht durch die „perspektivische“ Aneinanderreihung der Widersprüche näherkommen möchte umso angemessener, als sie zugleich die Homogenität des *Handbuchs* und die durchgängige Qualität seiner Teile verbürgt.

Jaeschkes Darstellung beginnt mit einer knappen Biographie (Teil I), die sich an den Lebens- und Wirkungsstätten Hegels (Tübingen, Frankfurt, Jena, Berlin etc.) orientiert und – in gut Hegelischer Manier – auch vor Intima und Kuriositäten nicht zurückschreckt. Sein Verhältnis mit Christiane Burckhardt wird darin ebenso erwähnt, wie der zeitweilige Besitz eines Pudels oder die Tatsache, dass sich noch der 56-Jährige durch die öffentliche Diskussion der Frage, ob auch eine Maus und ihre Exkremate göttliche Verehrung verdienten, wenn sie an einer Hostie geknabbert habe, den Zorn der Kirche zugezogen hatte. Es endet mit einem noch knapperen Blick auf die Wirkungsgeschichte von Hegels Philosophie (Teil III), der allerdings auf die drei Streitfelder Religion, Recht / Staat und Metaphysik sowie die Zeit des „Vormärz“ beschränkt bleibt. Hegels Wirkungen auf die Philosophie des 20. Jh.s, also auf Lukács, Bloch, Adorno oder – in negativer Weise – auf die Postmoderne sind ausgespart.

Der riesige, überragende Teil II, der ganz den Werken Hegels vorbehalten ist, gliedert sich in zwei Abschnitte. Kapitel 1 bis 8 sind *entwicklungsgeschichtlich* angelegt, sie interpretieren Hegels Manuskripte und Veröffentlichungen in der Reihe ihrer Entstehung von den ersten Skizzen in Bern und Frankfurt bis zu den letzten Rezensionen aus der Berliner Zeit und der Arbeit „Über die englische Reformbill“. Kapitel 9 versucht dagegen anhand der Heidelberger und Berliner Vorlesungen aus den Jahren von 1816 bis 1831 das *System* Hegels zu rekonstruieren. Dieses System, so Jaeschkes These, ist in der „Enzyklopädie“ zwar entworfen und antizipiert, aber – abgesehen von der „Wissenschaft der Logik“ – nicht eigentlich ausgeführt und in seiner vollendeten Gestalt veröffentlicht worden.

In einem Interview<sup>1</sup> spricht Jaeschke von drei großen Phasen der Rezeption der Hegelschen Philosophie, die in enger Tuchfühlung mit den drei großen Editionen seiner Werke gestanden seien. Die erste hätte noch zu Lebzeiten Hegels eingesetzt und zur Ausgabe *Sämtlicher Werke* durch den „Verein von Freunden des Verewigten“ (1832 ff.) geführt. Die zweite sei vom Neuhegelianismus Anfang des 20. Jh.s inspiriert und von der *Jubiläumsausgabe* Glockners (1927 ff.) flankiert. Als Resümee oder besser Zwischenbericht der dritten Phase ist dagegen das *Handbuch* konzipiert, das die Forschungen der vergangenen 40 Jahren zusammenfasst, die im Umkreis der (immer noch ungeschlossenen) his-

<sup>1</sup> Giorgio Cesarale: L'attualità di Hegel, Intervista a Walter Jaeschke, [www.filosofia.it](http://www.filosofia.it).

torisch-kritischen *Gesammelten Werke* (1968 ff.) entstanden sind und damit den Grundstein für die zukünftige Forschung bildet.

Den Beginn dieser dritten Phase sieht Jaeschke – theorieimmanent, wie bei den beiden anderen Phasen, also ohne Bezug auf die politischen Motive des jeweiligen Interesses an Hegel – in der Veröffentlichung und Neudatierung von Hegels Jugendschriften, die erst die Formation des System verständlich machten sowie in der Entdeckung und Veröffentlichung verschiedener Vorlesungsnachschriften, die Hegels Gedanken in einem neuen Licht erscheinen ließen.

Sieht man von der engeren Aufgabe des *Handbuchs*, d. h. der Vermittlung von Fakten und Überblicken, den einführenden Interpretationshilfe, den Hinweisen zu Sekundärliteratur und Forschungsstand, ab, die allesamt in einer souveränen Weise erfüllt sind, so scheint die Rekonstruktion des Hegelschen Systems aus den neu edierten Vorlesungsmitschriften zur Rechtsphilosophie (*K.-H. Iltig, D. Henrich*), zur Ästhetik (*H. Schneider, A. Gethmann-Siefert*), zur Religionsphilosophie (von Jaeschke selbst) oder zur Naturphilosophie (*G. Marmasse*) das eigentliche Anliegen des *Handbuchs* zu sein. Destruiert wird der Eindruck, den die früheren Editionen der nachgelassenen Werke vermittelten, als handle es sich dabei um abgeschlossene, durchgeplante Systeme. In philologischer Kleinarbeit wird stattdessen die Archäologie der Werke freigelegt, ihre Vorgeschichte und die Stufen, auf denen die Systeme durch wechselnde Begrifflichkeiten und Akzentverschie-

bungen langsam Gestalt angenommen haben. Jaeschke verhält sich zu Hegel gewissermaßen, wie Hegel sich – nach seinem Diktum in der Einleitung zur „Logik“ – zu Gott verhält: er versucht seine Gedanken vor (oder während) der Erschaffung seines Systems nachzuvollziehen.

Als Kritik an Hegel wiederholt Jaeschke, was er schon in einer früheren Publikation als die „vergessene Geschichte der Freiheit“ eingeklagt hatte. Während Kunst, Religion und Philosophie (als Formen des absoluten Geistes) zugleich geschichtlich *und* systematisch dargestellt werden, weist die Struktur der Rechtsphilosophie eine ausschließlich systematische Ordnung auf. Das Argument ist freilich nicht neu, es wurde schon von *Arnold Ruge* in der Schrift „Über das Verhältnis von Philosophie, Politik und Religion“ von 1842 vorgebracht<sup>2</sup>. Gegenätzlich ist allerdings die Begründung. Während man die „vergessene Geschichte der Freiheit“ zu Zeiten des „Vormärz“ als einen *politischen* (Vorwurf der Akkommodation Hegels an den preußischen Staat) oder als einen *philosophischen* Mangel (Vorwurf des Idealismus) darstellte, wird heute nurmehr *philologisch*, mit der Entstehungsgeschichte des Werks argumentiert:

---

<sup>2</sup> Unter dem veränderten Titel „Über das Verhältnis von Philosophie, Politik und Religion“ in A. Ruge: *Werke und Briefe*, hg. von H.-M. Sass, Aalen 1988, Bd. 2, vor allem 278 ff. Darin kritisiert Ruge, dass bei Hegel „von der historischen Form der Freiheit nicht die Rede sei“ (280) und nimmt Jaeschkes Kritik damit fast wörtlich vorweg.

Im Gegensatz zur Ästhetik, Religionsphilosophie und Geschichte der Philosophie, die im Laufe vieler Kollegien langsam entwickelt und geschichtlich konkretisiert wurden, hätte Hegel die „Grundlinien der Philosophie des Rechts“ (1821) als Ausarbeitung eines Teilbereichs der „Enzyklopädie“ (1817) *vorschnell* veröffentlicht und damit auf ihre abstrakt-logische Form festgelegt. Besser, so dürfen wir wohl schließen, hätte Hegel daran getan, sich ganz auf seine Vorlesungen zu konzentrieren und die Veröffentlichung seines Systems den kundigen Herausgebern der historisch-kritischen *Gesammelten Werke* und den sich daran anschließenden Interpreten zu überlassen.

Was das *Handbuch* gut lesbar und zu einer ausgezeichneten Hilfe bei der Aneignung der Hegelschen Philosophie macht, ist die klare, akribische Gliederung und die detaillierte Literaturliste am Ende eines jeden Abschnitts. Ausführliche Personen- und Sachregister erlauben, das Werk auch querzulesen und bei spezifischem Interesse (wie z.B. an Hegels Stellung zur Französischen Revolution, seiner Kritik der Romantik oder seinem Begriff des Lebens) auch als Nachschlagewerk zu benutzen.

Konrad Lotter

Heinz Dieter Kittsteiner  
Mit Marx für Heidegger –  
mit Heidegger für Marx  
München 2004, Wilhelm Fink  
Verlag, kart., 238 S., 24,90 EUR

Mit dem Untergang des real-existierenden Sozialismus hat sich zur Zeit

auch die politische Wirksamkeit des Marxismus erledigt. In dieser Situation scheint es jedoch wieder möglich, sich über politische Grenzen hinweg mit Marx selbst auseinander zu setzen. Nach Oskar Negts eher persönlich bestimmter Abschiedsvorlesung zu Kant und Marx, in der auf das aktuelle Potential beider Denker verwiesen wird, legt Kittsteiner ein weiteres Buch vor, in dem Marx mit einem anderen Philosophen aktualisiert wird: diesmal mit Heidegger.

Das tertium comparationis beider ist sie sind gescheiterte Entschlossene.

Kittsteiners Interesse ist kein historisches. Marx und Heidegger werden nicht auseinander abgeleitet oder aufeinander reduziert. Sie sollen einander ergänzen. Kittsteiners Ziel ist es, Marx und Heidegger ineinander zu montieren, so daß aus dem ‚Kapital‘ und ‚Sein und Zeit‘ ein einziges Buch wird.

Die Passstelle sieht Kittsteiner in der Weltsicht der Gnosis vom schlechten Schöpfergott und dem kommenden Gott der Erlösung. Diese Weltsicht hätte sich auf beide Denker verteilt. Die gnostische Sicht bei Marx sieht er nicht nur in der Verwendung des Begriffs ‚Demiurg‘ im *Kapital*, sondern vor allem in der Bestimmung des Proletariats als Erlöser, als künftigem Subjekt der Geschichte. Heideggers Analyse des falschen Demiurgen findet sich im ‚Man‘ und später im ‚Ge-stell‘.

Kittsteiner legt sein Marxverständnis zunächst in Auseinandersetzung mit der Hermeneutik Diltheys dar und dort mit der Frage nach der Verstehbarkeit der Geschichte. Diltheys Versäumnis einer adäquaten Aneignung von Marx Kapitalanalyse führt zu einem falschen

Geschichtsverständnis. Da Geschichte nicht machbar und damit auch nicht verständlich/verstehbar ist, gibt es für Kittsteiner eine generelle „Nicht-Verfügbarkeit des historischen Prozesses“. Das folgt aus Kittsteiners Verständnis der Marxschen Kapitalanalyse: Menschen sind in der kapitalistischen Gesellschaft einer nicht-menschlichen Bewegung von Dingen unterworfen. Diese verhalten sich zueinander als Werte, deren Ausdruck das Geld ist. Wobei das „Geld kein menschliches Produkt, sondern die Selbstobjektivierung eines gesellschaftlichen Verhältnisses“ – des Tausches von Werten – ist. Kittsteiner schließt sich dabei weitgehend an die Kapitalanalyse an, macht in der Interpretation aber entscheidende Unterschiede. Er macht aus dem Kapitalismus und seiner Geschichte eine selbständige „Bewegung von Dingen“, die von den Menschen getrennt und „ganz ohne das Zutun von Menschen“ vor sich geht.

An dieser Stelle tritt Heidegger auf, denn „was bei Marx das Geld, tut bei Heidegger das Man“ und „der Mensch ist ohne sein Zutun in diese Entfremdung geworfen“. Kittsteiner geht zunächst der Marx-Rezeption Heideggers nach, um dann im Man, im Existenzial des Anderen die Schnittstelle zwischen beiden zu entdecken. Hier zeigt er, wie das ineinander Montieren tatsächlich aussieht: Kittsteiner ersetzt in einer Passage aus *Sein und Zeit* den ‚Anderen‘ durch die ‚Ware‘ und das ‚Man‘ durch das ‚Geld‘. Durch diese Ersetzung der Existenzialien durch die „formgenetischen Bestimmungen“ von Marx wird das Dasein in der Weltgeschichte verortet – es

erhält sozusagen Bodenhaftung. Fraglich, ob diese Einsetzung auch dem Sinn der Marxschen Begriffe entspricht, so wie Kittsteiner aus Marx' Verwendung des Wortes ‚Dasein‘ umstandlos das Heideggersche ‚Dasein‘ macht. Die „Analyse des Kapitalsubjekts als des leeren Zentrums der Weltgeschichte (führt weiter) unabdingbar auf die Frage nach dem Dasein zurück“. Und erst in Heideggers Philosophie erhält die Frage nach dem Sinn als Frage nach dem Sinn von Sein wieder einen Inhalt. Kittsteiner verfolgt den Weg Heideggers von ‚Sein und Zeit‘ zu seinem Engagement im Nationalsozialismus und den in der Nazizeit verfassten Schriften bis zu dessen ‚Kehre‘. Heideggers Versuch, die Entfremdung zu überwinden, führt ihn jedoch auf den „Holzweg zum Führer“. Heideggers Engagement im und für den Nationalsozialismus wird dabei als Konsequenz aus Heideggers Philosophie abgeleitet. In der völkischen Revolution findet die Entschlossenheit ihren Inhalt. Diese Revolution geht Heidegger jedoch nicht weit genug. Heidegger verabschiedet sich vom Nationalsozialismus und entwirft eine globale Zivilisationskritik, in der Rettung nur noch durch Wiedergewinnung eines mystischen Seins oder durch einen mystischen Gott am Ende möglich ist.

Was bleibt? Das von Marx analysierte Kapital ist nicht verstehbar, nicht zu begreifen und nicht mehr überwindbar: „es kommt nichts anderes mehr“. Nachdem Marx „seiner geschichtsphilosophischen Metaphysik entkleidet ist“ bleibt Heideggers „Hoffnung auf die Wiederbringung



des Seienden aus der Wahrheit des Seins“. Kittsteiner unterschlägt bei der ‚Kritik der politischen Ökonomie‘ mehrere Dinge. Zunächst den Gehalt materialistischer Dialektik bei Marx. Denn Warenproduktion, Tausch, Tauschabstraktion usw. sind nicht nur ohne Subjekte gar nicht denkbar, sie werden permanent in und mit den Subjekten vollzogen. Darüber hinaus ist natürlich fraglich, wie Marx denn eine Kritik der politischen Ökonomie schreiben konnte, wenn das Objekt seiner Analyse gar nicht verstehbar ist. Dieser so entmenschlichten Ökonomie steht das einsame Dasein völlig unvermittelt gegenüber und fragt sich, was es soll. Es hat aber nur seine eigenen Befindlichkeit und findet sich geworfen. Es ist, wie Günther Anders dargelegt hat, eine Philosophie der reinen Selbstbehandlung, die keine Solidarität, keine politische/soziale Aktion und keine Utopie kennt. Entsprechend kann Kittsteiner auch nur Metaphysik als letzte Antwort bieten. Als einziger Inhalt dieser Metaphysik bleibt der amor fati, die Liebe zu dem, was ohnehin ist.

Sicherlich kann uns „die Logik des Kapitals nicht sagen, wie einer seine Lebendigkeit verwirklicht“ (Negt/Kluge), aber dazu hat die von Kittsteiner mit entschiedener Entschlossenheit verachtete Linke „mitsamt ihrer Trillerpfeifen-Gewerkschaft“ mehr zu sagen als die Heideggersche Seins-Mythologie, die nichts anderes kann, als sich zu entschließen entschlossen zu sein.

Kittsteiner trennt das Bewußtsein bzw. den Menschen von seinem gesellschaftlichen Sein. Sie stehen sich

bloß gegenüber. Dadurch interpretiert er dann Heideggers Geworfenheit in die Existenz als Entfremdung. Aber die Menschen, ihr Bewußtsein, ihr Denken sind bis innerste gesellschaftlich vermittelt: „das menschliche Wesen ... ist das ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“. „Sogar die lebendigen Menschen werden in diesen universalen Warenverkehr einbezogen, so daß der Doppelcharakter der jeder beliebigen Ware, nämlich Gebrauchswert und Tauschwert in einem zu sein, jetzt auch den Menschen definiert. Der Mensch als Träger der Ware Arbeitskraft bewegt sich nach denselben Gesetzen wie die übrigen Warenkörper: Das ist der höchste Punkt der Verdinglichung und der Entfremdung“ (Negt). Dieser Verdinglichung ist bereits Georg Lukács nachgegangen. Diese Verdinglichung und Entfremdung tauchen weder bei Heidegger noch bei Kittsteiner auf.

Die Montage von Marx und Heidegger läuft auf eine Ontologisierung der ökonomischen Begriffe hinaus. Deswegen kann Kittsteiner auch umstandslos Begriffe der Marxschen ökonomischen Analyse in Heideggers *Sein und Zeit* einsetzen, denn das ‚Man‘ ist dort bloß vorgefunden und nicht historisch. Mit der Marxschen Erkenntnis der gesellschaftlichen Vermitteltheit des Bewusstseins wären das Man und des Dasein samt seinen Existenzialien und Befindlichkeiten historisch und würden damit ihren ontologischen Charakter verlieren. Heideggers Analyse des Dasein würde sich in ihrer ganzen Pseudokonkretheit (G. Anders) zeigen.

Was bleibt von Marx Kritik der

politischen Ökonomie? Der Theorie, die einmal die „lebendige Blume brechen“ und alle „Verhältnisse ... (umwerfen wollte), in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist“ sind die Zähne gezogen. Kittsteiner streitet ihr und den Menschen die Fähigkeit ab, in die Wirklichkeit einzugreifen. Die Nutznießer dieser Ordnung wird es freuen; denn die herrschenden Verhältnisse werden nicht mehr in Frage gestellt und die Eigentumsverhältnisse bleiben unangetastet. Der ontologisierte Marx ist ein toter Hund. Aber Pech gehabt. Die Kapitalismusanalyse ist der Biß des toten Hundes, und er geht immer noch durch bis auf die Knochen.

*Lothar Butzke*

**Thomas Metscher**  
**Mimesis**  
 Bibliothek dialektischer Grundbegriffe, Bielefeld 2004,  
 transcript Verlag, 52 S., 7,60  
 EUR

Thomas Metscher war nach Lehrtätigkeiten als Dozent für Neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität Belfast bis zu seiner Emeritierung 1998 Professor für Literaturwissenschaften und Ästhetik in Bremen. Er ist Mitherausgeber der „Bremer Beiträge zur Literatur- und Ideengeschichte“. Seine meist literaturtheoretischen Arbeiten stehen in der Lukács-Tradition eines an Hegel geschulten Marxismus. Zur Zeit schreibt Metscher an einer dreibändigen Theorie des Ästhetischen.

In dem kleinen, aber gehaltvollen

Bändchen liefert Metscher eine elementare Rekonstruktion des philosophischen Begriffs der „Mimesis“, wobei ihm an einer Wiederherstellung der „Mimesis“ und „Widerspiegelung“ als Grundkategorien dialektischen Wissenschaft und am Entwurf einer dialektischen Ästhetik aufgrund der unterschiedlichen Komponenten des diese Bereiche umfassenden Begriffs gelegen ist. Ausgehend von *Aristoteles* und *Hegel* über *Walter Benjamin*, *Georg Lukács*, *Adorno*, *Hans Heinz Holz* zu *Paul Ricoeur* und *René Girard* können wir mit Thomas Metscher erst einmal die philosophische Genese des Begriffs *Mimesis* (gr. Nachahmung, Darstellung, Präsentation, Vergegenwärtigung) in den verschiedenen Seinsbereichen und Wissenszweigen nachzeichnen. In Ontologie (als grundlegende Basis menschlichen Daseins), Anthropologie (als menschliche Produktivkraft), Bewußtseinstheorie (als Fähigkeit der menschlichen Psyche), der geschichtlichen Entwicklung des Menschen (als Widerspiegelung im Alltag, Magie, Mythos, Religion, Wissenschaft und Kunst), ästhetische Praxis (Veranschaulichung wesentlicher Strukturen), Kulturtheorie (als Ursache der Umarbeitung und Beibehaltung elementarischer Wissensformen und somit als auch grundlegender kultureller Faktor) und Ideologiekritik (als Einfügung in Gegebenes sowohl als Grundbedingung menschlichen Überlebens als auch von Repression) ist die Mimesis in seiner Grundbedeutung stets den menschlichen Tätigkeiten inhärent. Ihr evokativer Charakter (d.h. Mimesis beschränkt sich nicht darauf, die Welt abzuspiegeln, sondern in der

Wiederspiegelung kommt etwas hinzu, das den Kreis des rein Abkopierens verläßt) tritt aber besonders in der Kunst zutage. Indem nämlich das, was der Rezipient sinnlich aufnimmt, nicht nur Erscheinung, sondern günstigenfalls wesenhafte Erscheinung ist, legt die künstlerische Mimesis Verborgenes offen dar und zeigt die Welt aus menschlicher Perspektive als Möglichkeit, die der Umsetzung harret. Dabei ist die Dialektik von Inhalt und Form konstitutiv, denn erst über die sinnliche Form des Kunstwerks findet der Inhalt desselben seinen adäquaten Ausdruck und wird erfäßlich: Erst in der Form also wird die Absicht des Künstlers nach Außen gedrückt: „Zwar ist der Inhalt die genetische Bedingung der Form, zugleich jedoch ist die Form die Konkretion des Inhalts, sofern sich dieser allein in seiner formalen Ausarbeitung konkretisiert.“ Gleichfalls sind mit der Entwicklung der Künste Inhalt und Form nicht immer kongruent, sondern können in ein Spannungsverhältnis treten, ja es kann sogar der Fall eintreten, wie ihn z.B. Hanns Eisler für die spätbürgerliche Musik und Malerei konzediert, dass in der Form ein „enormer Fortschritt“ zu festzustellen ist, während im Bereich des Inhalts der Rückschritt gleichfalls „ungeheuerlich“ sei.

Dabei ist die Bedeutung eines Kunstwerks nicht apriori festgelegt, sondern läßt aufgrund der Vermitteltheit mit der Erfahrungswelt des Rezipienten einen (dynamischen) Deutungsrahmen zu, indem aber trotz Herrn Derrida auch das Kunstwerk selbst anwesend sein darf. Die Bedeutung eines Kunstwerks ist somit einerseits historisch,

andererseits hängt sie von der Komplexität des Kunstwerks ab. Die Rezeption ist also stets unabgeschlossen, aber nicht beliebig: „Pluralität und Unabschließbarkeit meint keine Beliebigkeit, doch aber eine Relativität im Hinblick auf sich stets verändernde Rezeptionssituationen - das *hermeneutische Relativitätsprinzip*... Ein solches Modell von Hermeneutik vermag die Antinomien aufzulösen, die die Kunstwissenschaften gegenwärtig heimsuchen. Es vermeidet den Interpretationsdogmatismus ebenso wie postmoderne Beliebigkeit.“ Sollte dieses Büchlein doch einmal in der aktuellen Kunsttheorie seinen geistigen Niederschlag finden, könnte sich das Niveau selbst an Germanistischen Instituten in nicht unrelevanten Maßen heben.

*Reinhard Jellen*

**Susan Neiman**

**Das Böse denken**

**Eine andere Geschichte der Philosophie. Aus dem Amerikanischen von Christiana Goldmann, Frankfurt am Main 2004, 490 S., geb. 32,90 EUR**

Dass mit diesem Buch über das Böse eine andere Geschichte der Philosophie erzählt wird, ist eine Übertreibung, die doch wohl eher dem Verlag anzulasten ist, denn im Originaltitel *Evil in Modern Thought* ist das Thema angemessener umschrieben. Und doch kommt in der Spannung zwischen Originaltitel und deutschem Untertitel das Dilemma dieses Buches gut zum Vorschein. Es liest sich leicht, es

ist zum Teil sogar spannend geschrieben und doch lässt es den Leser unzufrieden zurück. Er weiß am Ende nicht, was das Böse ist, wenn er es nicht schon vorher wusste. Die Autorin ist sich sicher, dass so etwas wie das Böse existiert, hat aber nicht die Absicht, eine Definition des Bösen zu geben (33f), dafür komme es ihr aber darauf an, herauszufinden, was uns das Böse antut (35).

Der größte Teil des Buches stellt Referate über die Behandlung des Bösen in der Neuzeit dar. Ausführlich kommen die Klassiker des Bösen zu Wort, *Bayle*, *Leibniz* und *Alexander Pope*, dann *Voltaire*, *Hume* und *de Sade*, auch *Rousseau* und *Kant*, sowie *Hegel* und *Schopenhauer*, selbst *Marx* fehlt nicht, und über *Nietzsche* und *Freud* gelangt sie schließlich zu *Camus* und *Hannah Arendt*, der *Kritischen Theorie* und *Rawls*. Mit wenigen Ausnahmen beschränkt sich die Autorin auf die Neuzeit. Auch die wichtigste Ausnahme rührt von einer Bemerkung bei Pierre Bayle her, der von dem kastilischen König Alfons X. aus dem 13. Jahrhundert berichtet, dieser habe sich angemaßt, in der Welt würde vieles besser geworden sein, wenn er bei der Schöpfung Gott beraten hätte. Da nun die Herrschaft dieses Königs sehr unglücklich verlaufen ist, sah die Nachwelt in seiner – nun als böse ausgelegten – Äußerung die Ursache für sein Unglück. (42 ff.)

Diese selbst gewählte zeitliche Beschränkung auf die Neuzeit und die räumliche auf Europa bzw. die westliche Welt sind Indizien dafür, weshalb sie nicht zum Kern ihres Themas vorzudringen vermag, sondern

sich in der Selbstbeschränkung entscheidende Einsichten in das Wesen des Bösen versagt. Aus der Ethnologie wissen wir von außereuropäischen Kulturen, die völlig ohne Vorstellungen vom Bösen auskommen. Ein Blick in die Antike zeigt, dass das Böse dort nicht so einfach existiert. Das griechische *κακον* und das lateinische *malum* lassen sich nicht unumwunden als „Böses“ ins neuzeitliche Deutsche übersetzen. Meistens sind Termini wie ‚übel‘, ‚schlecht‘, ‚defizitär‘ oder ‚unvollkommen‘ eher angebracht. Das *κακον* hat viele Bedeutungen, und es ist in der Antike meistens möglich, das Schlechte in ein Besseres zu überführen oder ihm eine gute Seite abzugewinnen. Dies wandelt sich in der Spätantike radikal. Das *malum* und das *bonum* gewinnen nun eindeutige Bezugspunkte, nämlich Gott und seinen Widersacher. Während sich in einer Übergangsphase im Manichäismus das Gute und das Böse noch fast gleichberechtigt gegenüberstehen, ist mit der Durchsetzung des christlichen Monotheismus das Schicksal des Guten und des Bösen zunächst geklärt: Das Böse ist das Widergöttliche und es gibt nichts Drittes mehr. Ob man das Böse seit dieser Zeit sich als Teufel, Hexe, Dämon oder abstrakt als böses Prinzip oder bösen Willen vorgestellt hatte, war mehr eine Sache der Bewußtseinsvermögen, berührte die christliche oder besser monotheistische Zuspitzung nicht, denn auch der Islam übernahm diese Radikalisierung.

Mit dieser Zuspitzung „betrat“ das Böse die Neuzeit und mit der Neuzeit erst setzt auch die Untersuchung von Susan Neiman ein. Und ihre Selbstbe-

schränkung verhindert, das vielgestaltige Erbe zu erkennen, das das Böse seit der Spätantike mit sich führt. So weigert sich die Autorin, im Bösen einen ausschließlich religiösen Begriff zu sehen, denn das Böse hat seit der frühen Neuzeit eine Säkularisation erfahren. Man scheint heute nicht mehr eines Gottes zu bedürfen, um vom Bösen zu sprechen. Aber man spricht vom Bösen nur in seiner radikalen Ausschließlichkeit, die aus der monotheistischen Tradition stammt. Ein Verbrechen wird mit genau umrissenen und begrenzten Mitteln wie Gesetzen, Polizei, Gerichten und Strafvollzug bekämpft; der Verbrechen soll nach ziviler Auffassung immer noch die Möglichkeit besitzen, in die Gesellschaft zurückzukehren. Die Mittel zur Bekämpfung des Bösen sind unbegrenzt: das Böse muss vernichtet werden.

Amerikanische Präsidenten haben diesen Begriff missbraucht, wie Neiman meint. Dies ist nur die halbe Wahrheit. Dass George W. Bush einen fundamentalistischen religiösen Hintergrund hat, ist bekannt; er missbraucht ihn also nicht oder nur zum Teil: Er hat aus dem religiösen Begriff einen *politischen* gemacht. Aber dieser Missgriff ist nur möglich, wenn er auf ein geistiges Klima trifft, das diese falsche Verwendung zulässt. Und die Kategorie „das Böse“ kann als politische Kategorie ihre (verkehrte) Wirksamkeit nur dann entfalten, wenn in der Öffentlichkeit die nötige Aufklärung nicht stattgefunden hat. Und dazu leistet Neimans Buch keinen Beitrag. Den Begriff des Bösen lässt sie am Ende ebenso nebulös zurück, wie sie ihn am Anfang

des Buches aufgegriffen hat. Und so ist ihre These, das Böse sei die treibende Kraft des modernen Denkens, und man müsse daher diese Geschichte dementsprechend neu schreiben, letzten Endes nicht tragfähig.

*Martin Schraven*

**Gérard Raulet**  
**Positive Barbarei**  
**Kulturphilosophie und Politik**  
**bei Walter Benjamin. Münster**  
**2004, Westfälisches Dampf-**  
**boot,**  
**219 S., 24,80 EUR**

Noch bevor in Deutschland der heraufkommenden Barbarei von Rassismus und Revanchismus die kulturelle Elite die Flucht ergriff oder sich in der „inneren Emigration“ einigelte, schleuderte Walter Benjamin dem Bürgertum die Losung eines „neuen Barbarentums“ entgegen. Es sollte ein für alle Mal Schluss sein mit der Überzeugung, jeder kulturelle Fortschritt sei automatisch auch ein gesellschaftlicher Fortschritt zum Humanismus. Eine neue „Armut an Erfahrung“, die die geheuchelte und erschlichene „Bildung“ des Bürgertums zunichte machen sollte, sollte zum neuen Beginn führen.

Die Studien dieses Buchs kreisen um verschiedene Aspekte dieser selbstgewählten intellektuellen „Barbarei“, die sich so sehr von jener Schafstiefel-Barbarei unterscheidet, der Benjamin selber zum Opfer fiel. Obwohl nur sein Name im Untertitel erscheint, werden auch Kulturtheorien anderer Apologeten Kritischer Theorie erörtert, insbesondere die *Siegfried Kracau-*

ers und Ernst Blochs.

So *Die Ruinen im ästhetischen Diskurs der Moderne* (41), wo versucht wird, die Beziehung von Allegorie und Ruine in der Entwicklung moderner Ästhetik nachzuvollziehen. Mit der Emanzipation von Ästhetik vollzieht sich der Wandel in der Betrachtung von Ruinen zunächst als bloßem „Steinbruch“ hin zu ästhetischer Eigenständigkeit als Zeugnis vergangener Zeiten und weiter zur Allegorie der Vergänglichkeit. Für uns Heutige, so Raulets über Benjamin hinausweisende These, bildet die Ruine einen Wert an sich, bedarf nicht mehr der Ergänzung und entfaltet eine eigene „schöpferische Kraft“.

*Die Stadt als Mythologie* (67) beschäftigt sich mit dem Mythos der Metropole in Anlehnung an *Simmel* und die obengenannten Theoretiker. Dabei wird die Weltstadt als Geldstadt, ihre soziologische, fotografische und filmische Rezeption umrissen. Flaneur (Benjamin) und Soziologe (Kracauer) werden dabei in Beziehung gesetzt.

*Benjamins Historismuskritik* (91) geht auf die Ambivalenz der Benjaminschen Geschichtstheorie ein: Das „Aufsprengen des Geschichtskontinuums“ bringt immer auch die Gefahr eines „falschen Messianismus“ mit sich – wie das Dritte Reich eindrucksvoll bewies. Nur im ständigen Erinnern des vergangenen Leids liegt die Möglichkeit der Rettung vor *dieser* Barbarei.

In *Bildsein ohne Ähnlichkeit – jenseits der Reproduzierbarkeit* (173) versucht Raulet, eine Theorie der Simulation (im Computer) analog zu Benjamins ästhetischer Theorie der universellen Reproduzierbarkeit zu konstruieren:

das virtuelle Objekt existiert nie im „realen Raum“ – es bleibt eine Ansammlung von Daten in einer Rechenmaschine, auch wenn es gesehen, gehört und betastet werden kann. Anders als das Bild der realen Welt erfordert jedoch das Bild als Simulation Wissen über zugrundeliegende Vorgänge – etwa, wenn ein Strand mit Wellen in Bewegung dargestellt wird, müssen die Gesetze der Bewegung von Wasser über einem Grund ebenso bekannt sein wie auch der Meeresboden unter dem Wasser modelliert werden muss, um eine naturanaloge Darstellung zu erreichen. Der Fotograf oder Filmer kann sich mit dem Blick auf die Oberfläche zufrieden geben, ohne „in die Tiefe“ zu blicken, um ein „realistisches“ Abbild zu erhalten. Jedoch ist die Darstellung im Computer als solche sinnfrei und eine rein technisch vermittelte Illusion: ihre „Natur“ ist eine Allegorie im Benjaminischen Sinn, ihre vollständige Manipulierbarkeit erzeugt einen neuen „Mythos“, wie es Benjamin bereits für das reproduzierte Kunstwerk konstatierte. Der virtuelle Raum hebt die Grenzen zwischen Wissen und Ästhetik auf.

Ob Raulets Versuch einer Aktualisierung Walter Benjamins und anderer „Kritischen Theoretiker“ in kultureller Hinsicht als gelungen anzusehen ist, läßt sich nur schwer entscheiden. Das Buch bietet jedenfalls eine Fülle von Gedanken und Hinweise zur weiteren Beschäftigung mit der kritischen modernen Kulturphilosophie.

Percy Turtur

Paul Ricœur

**Gedächtnis, Geschichte,  
Vergessen. Aus dem Französi-  
schen von Hans-Dieter Gon-  
dek, Heinz Jatho und Markus  
Sedlaczek, München 2004, Wil-  
helm Fink Verlag, 783 S., 78.00  
EUR**

Im ersten Teil *Über Gedächtnis und Erinnerung* entwirft Ricœur eine „Phänomenologie des Gedächtnisses“, die in Anlehnung an Husserls „gegenständliche Methode“ der Frage nach einem „Was“ der Erinnerung einen Vorrang vor der Frage „Wer erinnert?“ einräumt. Da sich mit der Frage nach dem „Was“ die nach dem „Wie“, nach den „kognitiven Grundlagen des Erinnerns“, stellt, lässt sich für Ricœur die Unterstellung vermeiden, ein kompaktes „Ich“ sei „das Subjekt des Gedächtnisses“ und die Instanz der Geschichtsschreibung (21).

So führt die Untersuchung von der Erinnerung (*souvenir*) über die Wiedererinnerung (*réminiscence*) zum reflexiven Gedächtnis (*mémoire réfléchi*). Bereits hier zeigt sich für Ricœur die Doppelung einer (passiven) Semantik der Erinnerung von Gewesenen (*mnémè*) und einer Pragmatik im Sinne von Gedächtnisarbeit (*anamnèsis*). Diese „Spaltung in einen kognitiven und einen pragmatischen Ansatz“ erlaube schließlich zu begreifen, inwiefern die Möglichkeiten eines Gedächtnisgebrauchs „unvermeidlicherweise von Möglichkeiten eines Mißbrauchs“ überlagert werden (22).

Für diese „Phänomenologie des Gedächtnisses“ ist – beginnend mit dem platonischen und aristotelischen Erbe (26ff.) – eine Verhältnisbestimmung

von „Erinnerung und Bild“ bzw. von „Gedächtnis und Einbildungskraft“ (79ff.) von zentraler Bedeutung, da sie sich nicht unter einem Gattungsbegriff von Gedächtnis zusammenfassen lassen. In Anlehnung an Henri Bergson geht es Ricœur um ein Verhältnis von „Gewohnheit“ und „Gedächtnis“ bzw. von (kontingenter) „Evokation“ und „Suche“ (52ff.). Einem „augenblicklich-spontanen Erinnern“ wird eine andere Form des Erinnerns, das „mühsame Erinnern“, gegenübergestellt als „die bewußte Form der Suche“ und der Gestaltung. Beide Momente können sich nicht ausschließen, vor allem dann nicht, wenn es sich um zu verknüpfende Erinnerungen handelt: „Das wiedererkannte Vergangene tendiert nämlich dazu, sich als wahrgenommenes Vergangenes zur Geltung zu bringen“. Und dies geschieht über ein „Ins-Bild-Setzen“, eine „Verbildlichung“ der Erinnerung (72).

In jeder Geschichtsschreibung – Geschichte ist stets geschriebene – zeigt sich die Problematik, das Dargestellte, die *res gestae*, über die *historia rerum gestarum*, also die Darstellung, mit Mitteln eines „Imaginären“ vergegenwärtigen und aufheben zu wollen. Zwischen Gedächtnis und Einbildungskraft geht es um die Ausrichtung auf ein vergangenes „Was“, der für Ricœur „eine spezifische Wahrheitsforderung“ implizit sein muss (93). Ricœur exemplifiziert dies ausführlich in dem Kapitel „Das Gedächtnis und seine Praxis: Gebrauch und Mißbrauch“ (95-146).

Über die besagten Unterscheidungen gelangt Ricœur zur Verhältnisbestim-

mung eines individuellen und eines kollektiven Gedächtnisses, die weder separierend verfährt noch ein kollektives Gedächtnis lediglich als metaphorisches Analogon zu einem individuellen auffasst (174-203). Entgegen einer „Tradition der Innerlichkeit“ (*Augustinus, Locke, Husserl*) bezieht sich Ricœur hierbei auf Maurice Halbwachs' Theorem des „äußeren Blicks“ (*La mémoire collective*, 1950 u. 1997; dt.: *Das kollektive Gedächtnis*, 1995). Ausgehend von sozialen Rahmenbedingungen des Gedächtnisses steht die Auffassung im Mittelpunkt, dass es der Anderen bedarf, um sich erinnern zu können. Doch wird „das Gedächtnis der Anderen“, über deren „Zeugnisse“, entscheidend „auf dem Wege des In-Erinnerung-Rufens und des Wiedererkennens“ vergegenwärtigt, so dass es zu Bruchlinien einer Aneignung kommt und zu einer Ambiguität von Ich-Zuweisungen. Schließlich zeige sich „eine der wichtigsten Aporien der Gedächtnisproblematik“ darin, dass das Erinnern drei Subjekten (Ich, Kollektiv, mir Nahestehende) zugeschrieben werde, wobei rekursive Bemühungen stets asymmetrisch bleiben müssten (193). Diejenigen Momente von Gedächtnis und Erinnerung, die als konstitutiv für eine Geschichtsschreibung gelten können, zeigen sich zugleich als deren Grenzen.

Ricœurs historiographische *Epistemologie der Geschichte* (Zweiter Teil) unterscheidet drei „Phasen“ von Geschichtsschreibung: eine „dokumentarische“ im Sinne des „archivierten Gedächtnisses“, eine des „Erklärens und Verstehens“ und eine der

„Repräsentation“ durch Narration, Rhetorik und Bild. Dabei handelt es sich nicht um „chronologisch distinkte Stadien, sondern um ineinandergreifende methodologische Momente“, deren lineare Darstellung in heuristischer Absicht auf die „historiographische Operation“ selber zurückgeht. Ricœur will über eine Dokumentation und Analyse „dieses großen, vom Geschichtsschreiber vollzogenen Dreischritts“ einerseits zeigen, dass sich erst mit der dritten Phase „offen die Intention“ abzeichnet, „die vergangenen Dinge wahrheitsgemäß zu repräsentieren“, und damit ein professioneller Anspruch „des kognitiven und praktischen Projekts der Geschichte“ (212). Andererseits bleibt angesichts einer „Dialektik von Präsenz und Absenz“ der bloß optative Charakter dieses Anspruchs hervorzuheben. Die geschichtliche „Repräsentation“ wird als „gegenwärtiges Bild einer abwesenden Sache“ bestimmt, als „Bild“, das Kontingenzen, Willkür und Phänomenen des Vergessens ausgesetzt ist.

Obwohl Ricœur unter anderem Foucaults „Strenge“ der „Archäologie des Wissens“ hoch einschätzt und dessen Misstrauen gegenüber dem „Archiv“ und der „Gewohnheit der Historiker, sich unerachtet sich zeigender Diskontinuitäten und Lücken vornehmlich um Kausalitäten, Übergänge, Antizipationen und vorbereitende Andeutungen zu kümmern“ (308), wird an einer unabdingbaren Valenz der „Repräsentation“ festgehalten. Für Ricœur gehört, in Anlehnung an Heideggers „Sein und Zeit“, eine „Geschichtlichkeit“ zur *conditio humana*



(Dritter Teil: *Die conditio historica*). Insbesondere wird auf Heideggers Bestimmung einer „Innerzeitigkeit“ des „Daseins“ insistiert. Einem „In-der-Zeit-sein“ wird auch „die Historie der Historiker“ zugewiesen. Ebenso wie durch die „vulgäre“ Zeitauffassung einer distinkten Triade von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft das „In-der-Zeit-sein“ verfehlt werde, zeige sich die „Verwundbarkeit dieses Zeitmodus“ in der Geschichtsschreibung. Die mit einer „Dialektik von Präsenz und Absenz“ verbundenen Aporien der „Historie“ erfahren so eine existentialontologische Herleitung.

Dennoch plädiert Ricœur nicht für eine Zäsur zwischen (geschichts-)philosophischer Reflexion und „Historie“ im Sinne von „faire l'histoire“. Dies unterscheidet seinen Ansatz von den Schnittstellen der Foucaultschen Analysen von Diskurspraktiken und der Dekonstruktion von Narrationen in den Schriften Derridas. In hermeneutischer Absicht wird an einem reziproken „Dialog zwischen dem Philosophen und dem Historiker“ festgehalten (591). Teils über eine „kritische Philosophie der Geschichte“ (455-530), teils über eine Verantwortungsethik der Wahrheitstreue gegenüber dem Vergangenen und dem Anderen, ließen sich Verfehlungen innerhalb der aporetischen Grenzlinien von Geschichte abmildern oder korrigieren. „Der letzte Referent des Diskurses der Geschichte“ ist für Ricœur „das soziale Handeln in seiner Fähigkeit, das soziale Band und die Identitäten hervorzubringen“ (592). Der sich abzeichnende Problemzustand ist markant, denn das Wahrheits- bzw. Wahr-

haftigkeitspostulat selber muss ambivalent bleiben angesichts der komplexen Relationen von Zeiterfahrung(en), Zeitsemantik(en), Erinnerung(en) und Darstellung. Jedenfalls soll die „Phänomenologie des Gedächtnisses“ perspektivisch „das Niveau einer Hermeneutik erhalten, die die begrenzten kulturellen Gestalten berücksichtigt, die gewissermaßen den historischen Text des Gedächtnisses bilden“ (603).

Das „Vergessen“ gilt hierbei als „die beunruhigende Bedrohung“ und „das Sinnbild für die Verletzlichkeit“ der „conditio historica“ (633). Andererseits ist kein Gedächtnis vorstellbar, das nichts vergisst. Es erschiene als „Phantasma“ einer „totalen Reflexion“ und eines Absoluten in der Geschichte (684). Und selbst eine „Kunst des Vergessens“ (Harald Weinrich) im Sinne eines „Zur-Ruhe-Kommens des Gedächtnisses“ müsste sich schließlich als „eine Figur des glücklichen Gedächtnisses“ entwerfen. Letztere, im Sinne eines bewahrenden Gedächtnisses und eines „verwahrenden Vergessens“, gilt Ricœur als „Leitstern der ganzen Phänomenologie des Gedächtnisses“ (761).

Der Epilog des Bandes *Schwierige Vergebung* ist im „Ton einer Eschatologie der Repräsentation des Vergangenen“ gehalten: „Die Vergebung ... ist der gemeinsame Horizont des Gedächtnisses, der Geschichte und des Vergessens“ (699). Dieser Horizont sei allerdings schwer zu fassen. Dies zum einen wegen eines disproportionalen Verhältnisses „zwischen der Tiefe der Schuld und der Höhe der Vergebung“ und zum anderen wegen des asymmetrischen Charakters

des performativen „Tausches“. Eine Schuld „vergeben“, heißt eben nicht, sie zu tilgen. Ricœur zitiert Derridas Äußerungen zum „religiösen Erbe“ in der „abrahamitischen Sprache der Vergebung“ (Judentum, Christentum, Islam) und dessen Kritik an institutionalisierten Inszenierungen besonders im Hinblick auf „den Begriff der Verbrechen gegen die Menschlichkeit“. „Vergabung“, wenn es sie denn überhaupt gebe, könne sich nur auf „Unverzeihbares“ richten, sodass sie als eine „Erprobung des Unmöglichen“ weder normal noch normativ noch normalisierend sein könne (713 ff; Derrida im Gespräch: „Le siècle et le pardon“, 1999; dt.: „Das Jahrhundert der Vergebung“, 2000).

Letztlich schließt sich Ricœur keiner gegen jede theologische Implikation immunen philosophischen Ethik an, für die „eine Verbindung von Schuld und Selbst“ unauflöslich zu sein scheine (712). Im religionsphilosophischen bzw. theologischen Rekurs auf den „abrahamitischen Hymnus“ (715) geht er von einem „Es gibt Vergebung“ aus. Daher stelle sich die Grenzfrage nach einem Horizontcharakter der „Vergabung“ für ein Verständnis von „Historie“ im Sinne der metaphorischen Ver- und Bearbeitung von Vergangem für die Zukunft.

Für die hier vorgeschlagene Linie einer Lektüre des Buches stellt sich wiederum die Frage nach den Hintergründen eines „Vertrauens“ des Philosophen in die „Historie der Historiker“ im besagten optativen Sinne. Für Ricœur selber stellt sich diese Frage rekapitulierend von der „Idee der Eschatologie“ her. Und diese Sorge „für

einige Unklarheit“ (764).

*Ignaz Knips*

Jürgen Ritsert  
Sozialphilosophie und  
Gesellschaftstheorie  
Münster 11/2004, Westfä-  
lisches Dampfboot, 268 S.,  
25,80 EUR

Worüber beklagen sich Verkäufer, wenn sie sich über mangelnde Zahlungsmoral beschwerten? Selbstverständlich darüber, dass ihnen das Geld fehlt. Irgendwie aber auch über die nachlässige Moral der Zahlungsunwilligen. Das ist ein Gedanke, der Jürgen Ritsert umtreibt. Würde der wirtschaftliche Tausch rein mechanisch ablaufen, müsste man solche Art Vorwürfe als anachronistisch abtun. Wer zahlt, zahlt. Wer nicht zahlt, spielt nicht mehr mit. Doch weder die Wirtschaft noch die Gesellschaft lassen sich Ritserts Meinung nach auf reine Nützlichkeitsvorstellungen reduzieren. Der Autor weiß, dass er gleich Don Quichotte gegen akademische Windmühlen ankämpft, wenn er seiner Zunft immer wieder Blindheit auf dem normativen Auge vorwirft. Zu attraktiv sind die Spiel- und Entscheidungstheorien der Gesellschaftswissenschaften, die denken, auf unwägbara moralische Einstellungen verzichten zu können. Ihre Maschinen lassen sich mit allen möglichen Parametern speisen. Man stopft oben etwas rein, aufgeklärte Nutzenmaximierer oder verschleierte Individuen, die nichts über ihren Status wissen, und nach diversen Verträgen und utilitaristischen Maximie-

rungsdurchgängen kommt unten dann fix und fertig ein Staatsbürger oder homo oeconomicus heraus. Idealistischer Ballast wie Geist, Moral, Sittlichkeit können in solchen Mühlen kaum berücksichtigt werden. Die neo-klassische Nationalökonomie der Gegenwart verschärft das Bild des „lebens-tüchtigen“ Individuums zudem durch die „Maximierungsregel“. Die klassische Motivationshypothese von der Selbsterhaltung steigert sich somit automatisch zu einem Menschenbild des selbstsüchtigen Einzelgängers.

Diesem engen Begriff von Gesellschaftstheorie setzt Ritsert die Sozialphilosophie als Metatheorie gegenüber. „Metatheorie ohne Fachwissen ist leer, Fachwissenschaft ohne Selbstreflexion ist blind“, bringt der Autor seine Kritik auf den Punkt. Der Fachborniertheit und Erbsenzählerei der Gesellschaftsmechaniker muss eine philosophische Selbstreflexion hinzugefügt werden. Begriffe wie „Freiheit“, „Person“ und „Ich“ spielen in den Sozialwissenschaften immer noch eine zentrale Rolle. Nur werden sie meistens im Rahmen anderer Sprachspiele bis zur Unkenntlichkeit verwässert. Demgegenüber scheut Ritsert nicht davor zurück, mit Kant und Fichte den Begriff des „freien Willens“ als normative Idee wieder einzuführen.

Natürlich ist die Idee des freien Willens eine kontrafaktische Annahme, aber das heißt für Ritsert nicht, dass sie unnütz und historisch überholt wäre. Noch immer treibt die Politik und Sozialwissenschaft die Frage um, die schon Rousseau gestellt hat: das Zusammenstimmen freier Willensäu-

ßerungen der Einzelnen. Ritsert verwendet darum viele Seiten darauf, den scheinbar frei schwebenden Idealismus auf den Boden des 21. Jahrhunderts zurückzuholen. Kant und Hegel beispielsweise waren nicht so weltfremd, von den alltäglichen Motiven und Bedürfnissen der Menschen abzusehen. Im Gegenteil. Die Willkür etwa ist bei ihnen durchaus positiv konnotiert, als „Zwischenstellung des Wollens endlicher Wesen zwischen der Idee des reinen Willens und der blanken Determination unseres Handelns“. Nicht erst beim freien Willen, sondern schon bei der Willkür handelt es sich um ein Stück denkender Abstandnahme und ein Moment der Selbstbestimmung.

Ritsert folgt in seinem Vorgehen zunächst der Systematik der klassischen Vertragstheoretiker: Beschreibung des Naturzustands – Bild der Menschen im Naturzustand (Handlungsmotive) – Gründe für den Ausgang aus dem Naturzustand – Verträge beim bzw. nach dem Ausgang aus dem Naturzustand – Begründung gesellschaftlicher und/oder staatlicher Organisation. Im zweiten Hauptteil versucht er dann, die moderne politische Philosophie in der Willensmetaphysik zu verankern. Ausgehend von Kants Freiheitsantinomie argumentiert er gegen die abstrakte Dichotomisierung von Freiheit und Determination, Sittlichkeit und Nützlichkeit. „Begrift man die Willensverhältnisse als Anerkennungsverhältnisse, dann hat der freie Wille des Subjekts die Bestätigung durch andere mit einem freien Willen begabte Subjekte zu seiner entscheidenden Entwicklungs- und Bestandsbe-

dingung. Damit scheint im Lichte der Idee des reinen Willens mindestens ein Typus der Abhängigkeit von etwas Anderem auf, der nichts mit bedrückender Heteronomie etwa in der Form historischer Spielarten und Grade gesellschaftlicher Repression zu tun hat. Die Autonomie des Subjekts ist immer auch von individuellen und institutionellen Umständen und Bedingungen abhängig, welche Selbstständigkeit fördern!“

Dabei präsentiert der als Adorno-Spezialist bekannte Autor gewiss keine Heilsgeschichte. Ritsert geht es um vernünftige Prinzipien der Gesamtordnung und um die Möglichkeit von Gesellschaftskritik. Die Verbindung der Gesellschaftstheorie mit der Ethik macht für ihn deshalb immer noch Sinn. Vom Ende der Geschichte oder vom Abdanken großer Erzählungen kann also keine Rede sein. Denn die Kontroverse zwischen Nützlichkeit und Sittlichkeit, Altruismus und Utilitarismus „weist alle Qualität einer endlosen Geschichte auf“.

*Gustav Mehlburg*

**Nico Stehr**  
**Wissenspolitik**  
 Frankfurt 2003, Suhrkamp,  
 328 S., 13,00 EUR

Nico Stehr, Professor emeritus für Soziologie an der University of Alberta und nun an der privaten Zeppelin-University in Friedrichshafen tätig, beschäftigt sich seit Anfang der neunziger Jahre in einer Reihe von Monographien mit der Analyse der Rolle des Wissens in den modernen Gesellschaften,

den „Wissensgesellschaften“.

In *Wissenspolitik* behandelt er einen weiteren Aspekt aus diesem letzten Themenkreis. Er untersucht Möglichkeiten und Grenzen der gezielten Einflüsse auf das Wissen seitens politischer oder anderer gesellschaftlicher Institutionen. Dabei geht es um die Beschreibung und Analyse sowohl tatsächlich wirksamer als auch nur im Anfang begriffener Prozesse der Wissenskontrolle und ihren Voraussetzungen. Bis zu einem gewissen Grad geht es auch um die theoretische Erfassung der Wissenspolitik und um deren Etablierung als Politikfeldes.

Warum stellt das Wissen ein Problem der Politik dar? Warum soll auf Wissen gezielt Einfluß genommen werden? In dem ersten umfangreichen Kapitel („Wissen über Wissen“) werden zunächst Eigenschaften des Wissens analysiert, die für die Wissenspolitik relevant sind.

Der hierfür relevante Wissensbegriff ist der Begriff des Wissens als *Handlungsvermögen* (in gewisser Anlehnung an Bacon) und als Fähigkeit zum sozialen Handeln. Der Wert des Wissens hängt von seiner Fähigkeit ab, „etwas in Gang zu setzen“ (31 ff.). Wissen ist ein Modell des „Werdens der Welt“. Es sind also nicht nur Gefahren, die etwa mit neuen wissenschaftlichen Entwicklungen wie der Gentechnologie, oder mit den Möglichkeiten von deren Umsetzung entstehen (die sind allerdings für die Zunahme der Bedeutung der Wissenspolitik maßgeblich 107 ff.), sondern es ist schon der für soziales Handeln konstitutive Charakter des Wissens, der eine Wissenspolitik fordert.

Nicht nur die Überwachung, sondern auch die Förderung des Wissens soll gleichberechtigtes Themengebiet der Wissenspolitik sein; Stehr will sich aber nur auf die Frage des Überwachens des Wissens beschränken (10).

Verschiedene Arten des Wissens werden als mögliche Objekte der Wissenspolitik berücksichtigt; im Zentrum ihres Interesses steht aber das „zusätzliche Wissen“. Das ist neu entstandene Wissen, das noch nicht in der Gesellschaft verbreitet ist, deswegen noch knapp ist, damit den Charakter von einem „ausschließenden“ und „konkurrierenden“ Handlungsvermögen (58f) trägt und noch kein öffentliches Gut darstellt.

Stehr setzt sich dann mit einigen prinzipiellen Einwänden auseinander, die gegen das Projekt einer Wissenspolitik denkbar sind und die Behauptung ermöglichen, Wissen könne gar nicht kontrolliert werden („mangelnde Kontingenz des Wissens“, 50). Diese Einwände lauten, Wissen realisiere sich sowieso von selbst (und kann deswegen nicht kontrolliert werden), Wissen schütze sich selbst (z.B. weil seine Verwendung weitere knappe kognitive Fähigkeiten erfordert, und deswegen die Wissenspolitik nur auf einen kleinen Personenkreis zielen kann, die zusätzliches Wissen kontrollieren (62f), oder Wissen komme naturgemäß nur den Mächtigen in der Gesellschaft zu (65ff). Leider sind die Stellungnahmen des Verfassers zu diesen Einwänden nicht deutlich, sondern müssen mühsam aus langen Ausführungen herausgefiltert werden. Einerseits entsteht der Eindruck (77), Stehr selbst teile bis zu einem gewis-

sen Grad diese Einwände (auch 275), andererseits scheint er sie zurückzuweisen (113, 116ff, 179f; im Anschluß an Sombart).

Im zweiten, noch umfangreicheren Kapitel *Die Überwachung des Wissens* werden zahlreiche Fakten aufgeführt, die mit der Entwicklung der Regulierung des Wissens einhergehen. Abgrenzungen der Wissenspolitik zu verwandten Phänomenen wie der Kontrolle des Wissens im Wissenschaftssystem (142), der Technikfolgenabschätzung (165), und dem Wissensmanagement werden ausführlich erörtert. Kap. 2 enthält auch vier größere Fallstudien, nämlich eine über militärische Anwendungen der Wettermodifikation (die die Verschiebung der Grenzen des Machbaren aufzeigen soll), über Präimplantationsdiagnostik, über „Wissensräte“ (=Kulturräte, Ethikräte) und, als Beispiel für die Wechselwirkung zwischen Öffentlichkeit und Wissenschaft, die Analyse einer Kontroverse zwischen Haeckel und Virchow über die Darstellung der Evolutionstheorie in der Öffentlichkeit.

Im dritten Kapitel *Regeln und Restriktionen* werden Mittel der Wissenspolitik näher beschrieben. Es handelt sich um Expertenkommissionen (206), Formen der demokratischen Kontrolle (z.B. Konsensuskonferenzen in Dänemark 209), und hybride „Organisationen“ (211ff), die aus Elementen verschiedener Sozialsysteme bestehen. Die Institutionalisierung der Bioethik wird als wissenschaftliches Mittel (203) der Regulierung neuer Erkenntnisse auf dem Gebiet der Humangenomforschung angesehen.

Thema des vierten Kapitels ist das

Phänomen der Moralisierung der Märkte. Hier werden Aspekte der „wissensbasierten Ökonomie“ (234ff) untersucht. Als zentrales Beispiel dient das Konsumentenverhalten gegenüber biotechnologischen Produkten (239ff). Allerdings wird der vom Verfasser anvisierte Zusammenhang dieses Phänomens, das er „primär als Ergebnis der Eigendynamik des modernen ökonomischen Systems“ versteht (227), mit den Fragen der Wissenspolitik nicht deutlich.

Das fünfte und letzte Kapitel handelt von *Globalisierung und Wissenspolitik*. Nach einigen allgemeinen Überlegungen wendet Stehr (259ff) noch einmal die Theorie des Wissens als Handlungsvermögens an und formuliert Bedingungen für das „kosmopolitische Wissen“ (z.B. gewisser Grad an Standardisierung oder gewisse Unabhängigkeit von bestimmten Infrastrukturen), das der genuine Gegenstand der Wissenspolitik im Kontext der Globalisierung ist. Die anschließenden Überlegungen zur Analyse des Risikophänomens (262-273) stehen nicht in direktem Zusammenhang mit der Thematik der Globalisierung, sondern tragen allgemeineren Charakter.

*Wissenspolitik* enthält eine immense Fülle an empirischen und bibliographischen Informationen zum Thema und interessante und treffende Einzelfeststellungen. Das ist aber alles, woraus der Leser Profit ziehen kann. Stehr gelingt es in diesem Buch keinesfalls, seinen Gedankengang in klarer und systematischer Weise zu strukturieren und Position zu beziehen. Das ließe sich auch durch die „Vorläufigkeit der Ergebnisse dieser Studie“ (9) nicht recht-

fertigen. Eine an manchen Stellen unmäßig komplizierte Ausdrucksweise erschwert im übrigen das Verständnis. Nicht zuletzt zeigen Wiederholungen (z.B. die Einwände gegen die Möglichkeit und die Effizienz der Wissenspolitik) und einige im Text erwähnte und in dem Literaturverzeichnis vermißte Belege (Frühwald 46, Romer 60, 61, Krugman 61, Lederer 230), daß der Verfasser die Aufgabe versäumt hat, sein Manuskript zu überarbeiten.

*Georgios Karageorgoudis*

**Kurt Walter Zeidler**  
**Prolegomena zur**  
**Wissenschaftstheorie**  
**Würzburg 2000 (Königshausen**  
**& Neumann), 185 S., 25,-- EUR**

Kurt Zeidler geht – wie er in der Einleitung zu seinem Text ausführt – von einer „weltweite(n) Hochkonjunktur (von) Bestrebungen“ aus, „die sich darin einig sind, dass sie mit der erkenntnistheoretisch orientierten Philosophie überhaupt ‚Schluss machen‘ wollen.“ (7) Er möchte dagegen nicht „alle Rationalitätsstandards über Bord werfen“, sondern stattdessen nach Gründen fragen, „warum es den neueren wissenschaftstheoretischen Ansätzen nicht gelingt, ihre eigenen Ansprüche einzulösen.“ (10) Dazu schreibt er: „Als Ergebnis dieser kritischen Musterung kann vorweg festgehalten werden, dass die meisten wissenschaftstheoretischen Ansätze ein und dem selben Irrtum unterliegen: sie halten die hehren Vorstellungen, die sie sich von wissenschaftlicher Rationalität gemacht haben, für die rationalen Voraussetzungen der Wissenschaft und begehen somit genau den Fehler, den man gemeinhin ‚idealistischen‘ Philosophen vorwirft – sie verwechseln ihr Ideal mit der Wirklichkeit.“ (11) Vor allem sei das kürzliche Bemühen abzuweisen, eine solchermaßen angestrebte Fundierung allein über die empirische Beschreibung oder die historische Erfassung leisten zu wollen: „Die Tatsachen, die durch die empirische Wissenschaftsforschung und die Wissenschaftsgeschichte an den Tag gebracht werden, liefern ... weder eine Theorie der Wissenschaften, noch

bieten sie einen Ersatz für die erkenntniskritische Reflexion, die vor dem durch die Wissenschaftstheorie ersetzt werden sollte.“ (ebd.) Neben diesem kritischen Aspekt, stellt der Autor allerdings auch eine systematische Annäherung an die Problemstellung zur Verfügung, indem er darauf ausgeht, ein wissenschaftstheoretisches Modell der Theoriendynamik ebenso zu entwickeln wie die Grundzüge einer allgemeinen Methodenlehre.

Es gelingt ihm dabei sehr gut, die Wirkzusammenhänge der verschiedenen wissenschaftstheoretischen Unternehmen darzustellen, in aller Kompaktheit, aber auf zutreffende Weise zugespitzt und verdichtet, historisch korrekt und systematisch erhellend. Das gilt namentlich bereits für die Einleitung selbst, in welcher unter anderem die Einflüsse von Neukantianismus und Neupositivismus gleichermaßen geschildert werden (8-10), aber auch für die ersten vier Kapitel, die auf den angekündigten, systematischen Teil in großer Stringenz hinführen. Das erste Kapitel befasst sich in diesem Zusammenhang mit dem Wiener Kreis und erhellt auf besondere Weise Motivation und Ablauf der sogenannten „Protokollsatzdebatte“ (28). Das zweite Kapitel thematisiert die formale Semantik Tarskis, die Semiotik von Morris und den Falsifikationismus Poppers (35-62). Die Klärung der in jener, im ersten Kapitel erläuterten, Debatte aufgeworfenen Probleme wird von diesen drei Ansätzen her schlüssig motiviert und nachgezeichnet. Es gibt dabei besonders interessante Stellen über Gödel

(35) und Tugendhat (40ff). Das dritte Kapitel konfrontiert die Wissenschaftsgeschichte mit der Wissenschaftslogik (63-81) und befasst sich zunächst mit dem Ansatz Thomas Kuhns. Zeidler weist hier auch auf die wenig bekannte argumentative Parallele zwischen Kuhn und Neurath hin (63f) und ist – soweit ich weiß – der einzige, der (ganz richtig) in Schiller einen Vorläufer Kuhns erkennt (66f), was er mit einer prominenten Stelle aus Schillers Jenaer Antrittsvorlesung von 1789 belegen kann.<sup>3</sup> Sehr instruktiv sind in diesem Zusammenhang auch die Ausführungen Zeidlers zum „metaphysischen Skelett“ wissenschaftstheoretischer Ansätze, wie zunächst von Lakatos bei Carnap kritisiert (69), später aber immer wieder – auch im Rahmen analytischer Philosophie – thematisiert. (Zum Beispiel auch bei Albert, der öfters ein solches sogar einfordert.) Gleichfalls gilt das für die Darlegungen zur positiven und negativen Heuristik. (Gerade dieser Aspekt hat neuerdings in ganz anderer Hinsicht wieder an Bedeutung gewonnen, nämlich im Zuge der Bestrebungen Hogrebes, den Begriff einer Fundamentalheuristik in Sicht nehmend.) Zeidler beschließt dieses Kapitel mit Ausführungen des auf die Einsichten Sneys gestützten mengentheoretischen Ansatzes von Stegmüller (73 ff.).

---

<sup>3</sup> Ich habe selbst zu diesem Thema in meinem Vortrag anlässlich der Eröffnung des Ernst-Bloch-Zentrums Ludwigshafen: *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Naturphilosophie?* (Posterpräsentation, 3.11.2000) einiges ausgeführt.

Das vierte Kapitel *Konstruktivismus und hermeneutisch-dialektische Wissenschaftskritik* stellt sodann den Ansatz des „methodischen Konstruktivismus“ der sogenannten „Erlanger Schule“, wie er von Lorenzen bis Janich betrieben worden ist, der kritischen Theorie der „Frankfurter Schule“ gegenüber. (Hier erscheint mir allerdings der erwähnte Husserl der Krisis-Schrift zu nahe an den ersteren platziert (84), während er dagegen wohl eher den letzteren nahe steht. (87)) Und auch Habermas kommt zu seinem Recht (95).

Die drei systematischen Kapitel werden durch einen Ansatz auf eine Theoriendynamik und Methodenlehre hin eröffnet (102-124). Es gibt darin eine sehr interessante Gegenüberstellung des Modells von Forschungsprozessen nach Duhem und jenem Oesers aus der Sicht der Systemtheorie, die auf erhellende Weise durch übersichtliche Diagramme verdeutlicht wird. (106, 111) (Weil ich mich selbst öfter mit solchen Formalisierungen befasst habe, fühlte ich mich hier besonders angesprochen.<sup>4</sup>) Hier ist auch der Ort, an welchem der Autor seinen eigenen Standpunkt deutlich macht, indem er seine prädikationslogisch geleitete Konzeption von Transzendentalphilosophie erläutert. (120 n. 31, 149 n. 13) Nach einer klärenden Unterscheidung universa-

---

<sup>4</sup> Cf.: *Die Rekonstruktion von Raum, Zeit und Materie*. Moderne Implikationen Schellingischer Naturphilosophie. Lang, Frankfurt a.M., Berlin, New York, 1998, 264, 273. Ebenso: *System des transzendentalen Materialismus*. Mentis, Paderborn, 2004, 640 f.



ler, spezieller und spezifischer Methoden im sechsten Kapitel (125-142) mündet die Betrachtung im siebten Kapitel (143-164) in die Erörterung einer „Logik der Wahrheit.“ Durch diese gelingt es dem Autor, einen Weg aus dem „heillosen Durcheinander aus Logik, Philosophie, Methodenlehre und Wissenschaftstheorie“ (164) zu weisen, der ihm als der einzig noch gangbare erscheint: den kritischen.

Der vorliegende Text überzeugt durch die Stringenz seiner Annäherung an die gewählte Fragestellung, deren Genese er luzide nachzuzeichnen vermag, am Ende einen gangbaren Ausweg aus den allfälligen Verwirrungen bietend. Nur einige geringfügige Einwendungen scheinen am Platze: So irritiert mich etwas die weitgehende Abwesenheit der französischen Philosophie, vor allem hinsichtlich der Semiotik-Debatte. Meines Erachtens macht Zeidler den dreistelligen Zeichenbegriff von Peirce etwas allzu stark gegen die zweistellige Position der ursprünglichen Semiologie-Schule in der Tradition Saussures. Das fällt gerade im Zusammenhang mit seiner Derrida-Kritik auf<sup>5</sup> (147). Ganz abgesehen davon, dass die französische Debatte selbst – die ja auch in Wahrheit eine internationale ist und Namen

wie Bachtin und Eco mitumgreift – wohl doch erheblich komplexer ist, als die Wiedergabe einiger ihrer wesentlichen Punkte zu vermuten nahe legt. Nicht nur Namen wie *Ricœur*, *Lacan*, *Althusser* und *Kristeva* fehlen deshalb merkbar im Text, auch *Deleuze* (übrigens auch *Bloch* und *Sartre*) haben zur hier in Frage stehenden Thematik ihre Beiträge geleistet. (Aber natürlich hat jeder Text seine Umfassenheitsgrenzen, welche man ihm nicht wirklich vorhalten kann.) Schließlich erscheint noch eine Einbeziehung jener immanenten Wissenschaftstheorie geboten, welche in der letzten Zeit, seit 1997 zumindest, durch seriöse Ansätze einiger theoretischer Physiker im Forschungsbereich der Quantengravitation dargelegt worden ist (Baez, Smolin, Kauffman, Barbour), die wesentlich auf der Linie Leibnizens arbeiten. Nicht nur diese letztere scheint zudem darauf hinzuweisen, dass es mit jener eingangs genannten „Hochkonjunktur“ erkenntnisabgewandter Bestrebungen doch vielleicht nicht so dunkel bestellt ist, wie Zeidler nahe legt. Im Grunde befindet sich das postmoderne Denken schon seit längerem wieder auf dem Rückzug, und Rorty etwa verbreitet nicht mehr jene Konnotationen, für die er einst so gefürchtet war. (Dafür wird er jetzt in mehr analytischen Lagern gefürchtet.) Aber alle diese Nachbemerkingen ändern nichts am erfolgreichen Gesamteindruck, welcher sich den Lesern bei der Lektüre des vorliegenden Bandes darbieten wird und ihn deshalb so empfehlenswert macht.

---

<sup>5</sup> In neuerer Zeit haben sich zudem im interkulturellen Vergleich Einsichten ergeben, welche an einem allgemeinverbindlichen Dreischritt-Verfahren der Logik durchaus zweifeln lassen. Cf. R. E. Zimmermann, R. A. Mall: Interkulturelle Logik. Zur Wahrnehmung und Modellierung der geschichtlichen Welt. In Vorbereitung (2005).

*Rainer E. Zimmermann*

**Wir haben die besseren Bücher**

**selten – günstig – ausgefallen**

**Basis Buchhandlung & Antiquariat**

**Adalbertstr. 41 b + 43 • 80799 München**

**Telefon 272 38 28 • Fax 271 34 63**

**[www.basis-buch.de](http://www.basis-buch.de)**

